



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1908

10 (1908)

Vergissmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlischer Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
N. 10.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mf. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das Vergissmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Güsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergissmeinnicht
geliehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Zwei schwarze Engelchen aus Mariannhill.

Köln a. Rh.
Oktober 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionsszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtemal allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergissmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergissmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteisurkhe zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelezen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Im Oktober.

Nun braust es auf den Auen,
Den bunten Forst entlaubt der Nord,
Und schwirrend steuert hoch im Blauen
Der Zug der Wandervögel fort.

Ach, sicher trägt der Schwan die Kunde,
Wenn's Zeit zu wandern, in der Brust;
Doch wer verkündet dir die Stunde,
O Herz, wann du von hinten mußt?

Geheime Schwermut rieselt bange
Mir durch's Gemüt im Windeswehn' —
Fahr' wohl, mein Wald am Bergeshange!
Und werd' ich grün dich wiedersehn?

E. m. Geibel.

Ein neues Missionsfeld.

Von Rev. P. Emmanuel. (Fortsetzung.)

Lourdes. — Manduna wollte nach dem Tode seines teuren Pfleglings das Predigen in der protestantischen Kirche nicht mehr recht von statthen gehn. Immer wieder und wieder kamen ihm die Worte des fränkischen Heidenkindes in den Sinn: „Gott hat an den Versammlungen unserer abakundisi kein Wohl gefallen.“ Arge Zweifel stiegen in seinem Herzen auf. Er suchte nach der Wahrheit, wußte aber nicht, wo sie zu finden sei. Von den Versammlungen seiner bisherigen Glaubensgenossen hieß er sich mehr und mehr fern, und mied sie zuletzt gänzlich.

Da bekommte Manduna eines Tages einen unserer Missionäre zu Gesicht. Sofort fällt ihm das lange, weiße Kleid auf. Sollte wohl das einer der abakundisi sein, von denen sein Pflegekind mit solcher Begeisterung gesprochen? — Er zieht nähere Erfundigungen ein und erfährt, daß sei einer von den ama-Romas, die zu Emaus, fünf Meitstunden von seiner Heimat entfernt, eine Mission hätten.

Manduna ging bei diesen Worten ein neuer Stern auf! Am folgenden Samstag machte er sich auf den Weg, um am nächsten Morgen dem Sonntagsgottesdienst in Emaus beizuwöhnen. Alles, was er hier hörte und sah, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Er fühlte, daß er nun die wahre Lehre gefunden, von der sein Pflegekind so oft gesprochen. Sein Entschluß stand fest: Diejer Kirche mußte er sich anschließen, koste es, was es wolle!

Bon jetzt an ging er jeden Samstag nach Emaus, hörte hier mit voller Begierde den christlichen Unterricht und wohnte am kommenden Morgen dem heiligen Messopfer bei. Je länger er das tat, desto mehr wuchs in ihm die Liebe zur katholischen Kirche, desto schwerer wurden aber auch die Verfolgungen, die er nun seitens seiner ehemaligen Glaubensgenossen zu erdulden hatte. Hatten diese es nur mit Unwillen ertragen, daß er von ihren Versammlungen fern blieb, so kannte ihr Fanatismus keine Grenzen mehr, als sie hörten, daß er jede Woche den weiten Weg nach Emaus mache, um dort dem Gottesdienst der ama-Romas beizuwöhnen. Gott allein weiß, was Manduna da alles zu erdulden hatte, abgesehen von der materiellen Einbuße, die ihm aus der Aufgabe seines protestantischen Predigtamtes erwachsen war. Doch er blieb fest. Er wußte, alles Gute wird von der göttlichen Welt angejochten und was keine Prüfung aushält, ist vor Gott ohne Wert.

Sein schlimmster Gegner war ein gewisser Besleyaner, Langu mit Namen, der auch seine Genossen zu allen möglichen Feindseligkeiten aufstachelte. Doch gerade aus diesem Saulus sollte ganz unerwartet ein Paulus werden. Das kam so: Langu hatte eine Braut, auf die er hohe Stücke hielt. Diejer seiner Angebeteten nun träumte es in einer Nacht, als höre zu einer furchtbaren Stimme, die mit der Gewalt des Donners zu ihr sprach: „Hindert Manduna nicht mehr auf seinem Gange zu den ama-Romas, denn was er tut, gefällt mir! Wenn Langu ihn noch weiter verfolgt, sollst du sterben!“ — Nun muß man aber wissen, welche Rolle Träume bei solchen Naturvölkern spielen. Langu war wie gefährt vor Schrecken. Sofort versammelte er alle seine Freunde und erzählte ihnen den merkwürdigen Traum seiner Braut. Alle erkannten hier das Eingreifen einer höheren Macht und keiner wagte es fortan, Manduna weiter zu behelligen. Langu aber schloß sich ihm als treuer Genosse an, sodass nun beide Woche für Woche in friedlicher Eintracht zum Gottesdienst der ama-Romas nach Emaus gingen.

Die allgemeine Stimmung der zahlreichen Bevölkerung des Ibisithales gestaltete sich zusehends dem Katholizismus günstiger, da trat ein Umstand ein, der die Sache vollends zu rascher Entscheidung brachte. Die schwarzen Prediger, die so viele Klagen gegen die ama-Romas überhaupt und deren Missionäre im besonderen vorzubringen hatten, ließen sich allerlei zuschulden kommen, was jeden rechtmäßigen Mann zusätzliche Macht. Für ihre geistlichen Dienste verlangten sie hohe Entschädigung, und um Geld gewährten sie Freiheit, selbst in Dingen, die mit den Geboten Gottes in direktem Widerspruch standen. Kein Wunder, daß sie auf diese Weise zusehends zu Vermögen kamen. So konnte sich einer von ihnen, Pamula mit Namen, der seinerzeit blutarm sein Aemtchen angetreten hatte, fünf Farmen kaufen.

Das fiel auf; man fing an, Vergleiche zwischen diesen protestantischen und den von ihnen so viel geschmähten katholischen Missionären anzustellen, und einige rechtmäßige Männer erfuhren, daß bei unserm zwei Emauspilgern, wie es denn in dieser Sache bei den ama-Romas stand. Diese waren nun voll des Lobes und luden sie ein, persönlich mit ihnen nach Emaus und Lourdes zu gehen, um sich von der Wahrheit ihrer Aussagen an Ort und Stelle zu überzeugen. Sie waren bereit und zeigten sich jetzt schon von dem Wunsche beseelt, katholische Missionäre in ihrer Gegend

haben, doch wollten sie in einer so wichtigen Sache nicht handeln, ohne zuvor die Zustimmung des großen ama-Baca-Chief Lenzana eingeholt zu haben. Es wurde zu diesem Behufe eine eigene Deputation an ihn abgesandt.

Lenzana genießt unter seinen Stammesgenossen ein Ansehen ohnegleichen. Schon durch seine Besitzungen ragt er unter allen hervor. Er besitzt ein fruchtbares, weitausgedehntes Land; sein Vieh zählt nach hunderten, seine Schafe und Ziegen nach tausenden. Er ist noch Heide und hat 9 Weiber, übt aber gegen seine Untertanen große Milde und belaubet in allem einen großen Gerechtigkeitszinn. Er verlangt keine Steuer; unentgeltlich dürfen sich seine Leute auf seinem Grund und Boden niederlassen und bauen und pflanzen; doch wehe demjenigen, der es wagt, seinen Befehlen zuwider zu handeln! „Der Löwe läuft ihm auf,“ pflegen die Schwarzen zu sagen. Schnell ist in solchem Falle die schwarze Polizei zur Hand und strafft den Frevel ganz unerbittlich. Doch auch hier läuft der „Löwe“ königliche Großmut walten. So werden z. B. die Ochsen, die man dem Schwarzen abgenommen, im Königskraal geschlachtet, doch der König und seine Indunas röhren nichts davon an, sondern das Fleisch wird unter das anwesende Volk verteilt.

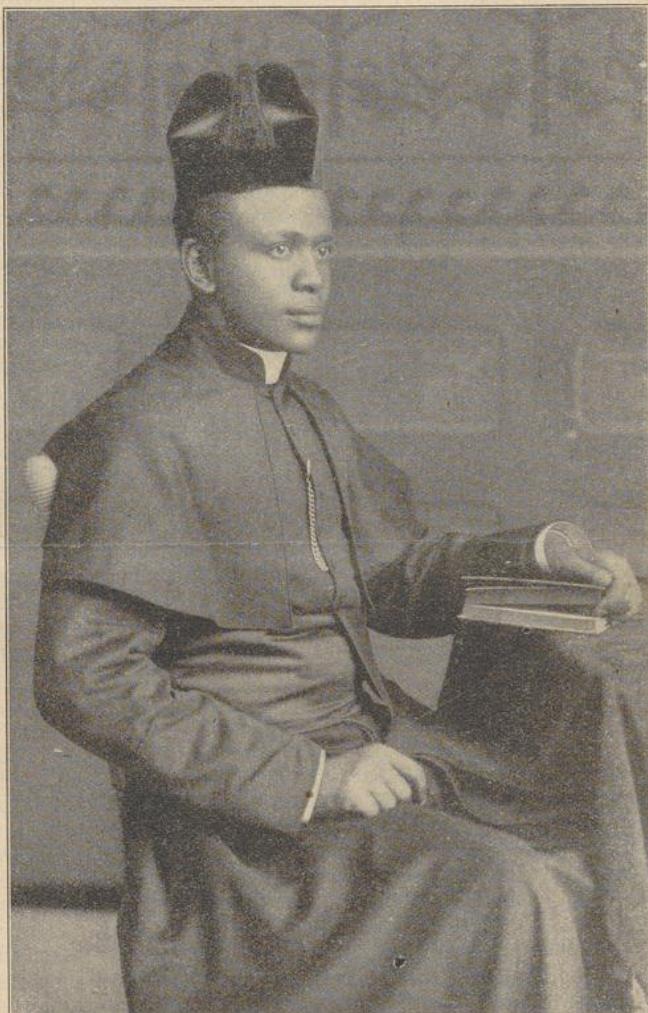
Zu diesem Chief begab sich also obige Deputation mit dem Ansinnen, katholischen Missionären freien Zutritt ins Land zu gewähren. Mit großer Umständlichkeit, wie dies bei den Schwarzen überhaupt üblich ist, erzählten sie alles bisher Vorgefallene, die Aussagen des sterbenden Kindes, den Traum von Lancus Braut, das Verhalsten der eigenen Missionäre und schlossen endlich mit der Bitte um Missionäre mit den langen weißen Kleidern.

Nachdem Lenzana alles ruhig angehört hatte, berief er seinen Rat zu einer Sitzung, in der die wichtige Frage des Langen und Breiten erörtert wurde. Als die erbittertesten Feinde des Katholizismus zeigten sich wieder die protestantischen Prediger, die ebenfalls im Rat saßen. Ihr einstimmiges Urteil war: „Wir und niemals sollen diese Römlinge unser Land betreten! Sie bringen Unheil über's ganze Land, und wollen dich, o Fürst, der Herrschaft berauben.“ . . . Beweise hiesfür konnten sie allerdings nicht vorbringen, und man kann sich ihren Verdruß vorstellen, als das Endurteil Lenzanas folgendermaßen lautete: „Eure Beschuldigungen gegen die amaromas sind durchaus unbegründet, denn ihr könnt sie durch kein einziges Faktum erhärten, darum ist es mein fester, unabänderlicher Wille, daß diese Akafundisi in mein Land kommen!“

Damit hatte der Streit ein Ende. Kurz darauf gingen neue Abgeordnete nach unserer Missionsstation Lourdes, um sich katholische Missionäre für ihr Land zu erbitten. P. Apollinaris, der Rektor von Lourdes, musste sie zwar mit hoher Freude, bedauerte aber, ihnen vorläufig keinen Missionär senden zu können, weil das kleine, ihm zu Gebote stehende Missionspersonal kaum für die bisherigen Bedürfnisse ausreiche. Traurigen Herzens gingen die Männer heim,

kehrten jedoch nach wenigen Wochen schon wieder zurück und erneuerten ihre Biten dringender und anhaltender denn zuvor.

Was tun? Ein Priester war nicht zu haben, und ganz ohne Hilfe konnte man doch das schöne, vielversprechende Missionsfeld auch nicht lassen. P. Apollinaris entschloß sich also, seinen besten Katecheten, Magnus Gotcho, ins Ibisithal zu senden. Gotcho hatte in seiner Kindheit die weslehanische Schule und später die Missionschule in Lourdes besucht, wo er sich



Der Kafferpriester Rev. Julius Mkomazi in Mariannhill.

einen ziemlichen Schatz von Kenntnissen erwarb und zuletzt zum Katholizismus übertrat. Jetzt ist er ein hochgewachsener, starker Mann, der sich schon wegen seiner Abstammung ausfürstlichem Geblüt großen Ansehens erfreut. Sein Gesicht weist eine künstlerische, noch aus dem Heidentum stammende Tätowierung auf. Er hat ein tieffrommes Gemüt, einen festen, männlichen Charakter und verbindet mit einer seltenen natürlichen Rednergabe einen glühenden Seeleneifer.

Dieser Mann war für das neue Missionsfeld wie geschaffen. Alle Gutgesinnten nahmen ihn auch als den Abgesandten der amaromas mit großer Freude

und Hochachtung auf. Er selbst machte sich mit wahrem Feuerreifer an die Arbeit und tat alles, was ein einfacher Katechet nur immer zu leisten vermag. Jede Woche kam er einmal nach Lourdes, um über seine Tätigkeit Bericht zu erstatten und sich beim P. Missionär in schwierigeren Fällen Rats zu erkolen. Denn an Hindernissen mannigfacher Art fehlt es bei Eröffnung eines neuen Missionsfeldes nie; viele Protestanten, namentlich die Prediger, hegten noch immer ihren alten, schlecht verbehlten Groll, und der Chief Lenzana beobachtete, obwohl er an sich dem Katholizismus wohl geneigt war, eine fluge Zurückhaltung. Trotzdem wuchs die Zahl der Käthechumenen von Woche zu Woche. Sie hatten ihrem Käthecheten einen geräumigen Kraal eingeräumt, der fortan ausschließlich als Kapelle dienen sollte. Für ein passendes Altärchen mit dem nötigen Zubehör sorgte die Missionsstation Lourdes, und unser Magnus versteigte sich sogar dazu, seine „Kirche“ allerdings nach kaffrischem Begriff und Kunstminn auszumalen. Das lockte immer mehr schwarze Kirchenbesucher heran. An hohen Festtagen aber gingen die Käthechumenen des Ibisitales trotz der weiten Entfernung von beinahe zehn Stunden zu Fuß zum Gottesdienst nach Lourdes, wo sie dann mit Staunen Zeugen des herrlichen katholischen Gottesdienstes waren und vom P. Missionär persönlich unterrichtet wurden.

Eines Tages kam Magnus mit einem großen Anliegen zum P. Missionär. Er klagte, wie schwer es ihm falle, seine Leute, die weit umher zerstreut wohnten, rechtzeitig zum Unterricht zu versammeln und welch' vorzügliche Dienste ihm da eine kleine Glocke leisten würde. Vor den protestantischen Neidern brauche er sich nicht mehr zu fürchten, er könne sich jetzt mit seinen Leuten schon an die Öffentlichkeit wagen. Zum Glück waren kurz zuvor von mehreren edlen Wohltätern einige Glocken gesandt worden und eine davon konnte nun der neuen Mission am Ibisit überlassen werden. Welch' eine Freude für unsern wackern Magnus und seine mutige Schar! Mit einem großen Ochsenwagen kamen sie nach Lourdes gefahren, um den kostbaren Schatz abzuholen. In unsern Augen nahm sich das Glöcklein auf dem mächtigen Wagen allerdings gar bescheiden aus, und wir hätten den guten Leuten gern etwas Besseres mitgegeben; doch die Schwarzen hatten offenbar großen Respekt vor dem sonderbaren Ding, das trotz seiner kleinen Gestalt so erstaunlich schwer war und bei jeder Berührung so geheimnisvoll klang und summte.

In aller Stille wurde sie sodann von fachkundiger Hand bei der nur zehn Minuten vom Königskraal entfernten Kapelle aufgehängt. Am nächsten Sonntag aber, eine halbe Stunde vor dem Gottesdienste, ergriff Magnus das Glöckenseil und fing zu läuten an. Die Wirkung übertraf noch weit seine höchsten Erwartungen. Mann und Weib, Kind und Regel stürzte aus allen Hütten und schaute offenen Mundes zum katholischen Kirchlein hinüber, wo sich in lustiger Höhe ein Glöcklein im Winde wiegte und über Berg und Tal seine silberhelle Stimme erschallen ließ. Das war nun ein Ereignis ohnegleichen; geraden Wegs lief alles dem Kirchlein zu und staunte bald den braven Käthecheten an, dem vom langen Läuten fast der Arm erlahmte, bald das sonderbare Ding dort oben, das sie nicht einmal dem Namen nach kannten. Noch heute nennen sie die Glocke bloß „Pumani“, d. h. „Geht hinaus!“ weil beim erst-

maligen Läuten alles einander zugeraufen hatte: „Geht hinaus, hinaus, laßt uns sehen, was das ist!“

Seitdem sind sie mit dem lieben Glöcklein allerdings schon vertrauter geworden. Dreimal jeden Tag ruft es zum „Engel des Herrn“, und mehr als hunder Käthechumen falten nun die schwarz-braunen Hände zum Gruß der Himmelskönigin, die vor Jahresfrist in der ganzen dortigen Gegend noch unbekannt gewesen war.

Bald wurde der Kraal, der als Notkapelle dienen mußte, zu klein, und die braven Männer dachten alle Ernstes daran, ein ansehnlicheres Gotteshaus aus Stein zu bauen. Dazu mußte aber der P. Missionär selbst kommen, um die nötigen Instruktionen zu geben. Er tat es mit Freuden, und somit war endlich der Tag gekommen, an dem der erste Missionär „mit dem langen, weißen Kleide“ das Land betreten sollte. (Schluß folgt.)

Schulverhältnisse in Czenstochau.

Von Schw. Engelberta. (Schluß.)

Wenden wir nun unsern Blick zu den Mädchenschulen. Czenstochau besitzt deren zwei, wenn wir das Marienhaus dazu rechnen, drei. Die sogen. kleine Schule leitet Schwester Dominicilla, der noch eine schwarze Hilfslehrerin, die unserem verehrten Deserter längst bekannte Veronilla, beigegeben ist. Hier werden gegen 50 Mädchen in den Anfangsgründen bis zum dritten Standard infl. unterrichtet. Es sind hier Mädchen von allen Altersstufen beisammen, weil viele von ihnen erst in späteren Jahren als halb oder ganz erwachsene Mädchen aus den heidnischen Kraals zu Missionsschule eilen; und oft ist ein Mädchen mit zehn Jahren schon im zweiten oder dritten Standard, während ein sechzehn- oder achtzehnjähriges noch unter den Ansängerinnen sitzt. Die gegenwärtige Zusammensetzung dieser Schule ist folgende:

Mädchen von 6—10 Jahren = 14,	
" " 10—14 "	= 16,
" " 14—19 "	= 20.

Unterrichtsgegenstände sind genau diejenen wie in der Knabenschule; merkwürdigerweise ist jedoch unsern Mädchen das Englische viel schwerer beizubringen als den Knaben. Hauptursache bleibt wohl das geringe Interesse, das sie daran haben; auch haben sie weniger Bedürfnis darnach, da sie nur selten über die engen Grenzen ihrer kaffrischen Heimat hinauskommen, während die jungen Burischen und Männer viel in die Fremde müssen, wo ihnen das Englische absolut unentbehrlich ist. Ein Teil der Schuld trifft wohl uns Schwestern selbst, da wir in der freien Zeit nur kaffisch mit den Kindern verkehren.

Außer den speziellen Unterrichts-Gegenständen lernen die Schulmädchen auch noch Flecken und Nähen. Ihre diesbezüglichen Arbeiten wie Schürzen, Hemdkleinen und Werktagskleider usw., werden bei der Schulprüfung vorgelegt und von den englischen Inspektoren immer hoch taxiert.

In allen Trappisten-Schulen ist die Arbeit ein Hauptfaktor, der wesentlich zur Erziehung und Ausbildung der Schwarzen gehört. Daher werden die Mädchen außerhalb der Schule je nach Alter und Möglichkeit der physischen Kräfte zu den verschiedensten Arbeiten im Haus, in der Küche, im Keller, Stall, Garten und Feld usw. verwendet, wobei ihnen überall unsere Schwestern helfend und ratend zur Hand gehen. Die

meisten von ihnen, zumal die älteren und geübteren, zellen sich zu allen Arbeiten recht geschickt an, sodaß den Schwestern eine wesentliche Hilfe an ihnen haben. Am liebsten gehen sie allerdings auß Feld; hier in der frischen Luft, bei einer Arbeit, die sie von Jugend auf kennen, fühlen sie sich am wohlsten.

Die Arbeit gewinnen sie mit den Jahren immer lieber; nicht so das Lernen und das stundenlange Sitzen auf der Schulbank. Gewiß, im Anfang, solange noch alles leicht geht und der Reiz der Neuheit da ist, geht das Lernen flott von statten, meist schneller und lieber als bei den Knaben. Später aber, wenn es mehr Anstrengung kostet, wenn sie scharf und anhaltend lernen sollen, lassen die meisten im Eifer sehr nach. Doch einzelne Unterrichtsgegenstände, wie Rechnen,

Während die kleineren und Neugankommenen sich zur Rekreationszeit fröhlich umherturnen, oder runde Lehmhütten bauen, kochen oder sonstige Arbeiten nachahmen, die daheim im elterlichen Kraal den Frauen zukommen, benützen die älteren ihre freie Zeit zum Häkeln, Stricken und Mattenflechten, üben sich im Gesang oder ergönnen sich am „Mühlenfahren“. Sonntags nehmen sie auch gerne ein Buch zur Hand, z. B. die kassirische biblische Geschichte; auch englische Bücher verschmähen sie nicht, falls sie leicht zu überzeihen sind und interessante Geschichten enthalten.

Ihre letzte Ausbildung erhalten die Mädchen im Marienhaus. Hier werden sie vollends in alle häuslichen Arbeiten, wie Kochen, Waschen, Bügeln usw. eingeführt, müssen alle ihre Kleider selber stricken und



Rev. Julius Mikomazi, umgeben von einer Schar kleiner Schwarzen.

momentlich Kopfrechnen, Sprachlehre, und ähnliche, sind gar nicht mehr nach ihrem Geschmack, und die Lehrerinnen haben begreiflicherweise mit solchen Schülerinnen oft eine harte Geduldprobe zu bestehen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen; einzelne bleiben immer fleißig und brav und überwinden alle Schwierigkeiten. Die große Mehrzahl aber ist nicht für anstrengende Geistesarbeit und jahrelangen Schulbesuch zu haben.

Berdielen dieje älteren Schulmädchen im Lernen
nur geringes Lob, so ist ihre Geschicklichkeit in den
weiblichen Handarbeiten eine anerkannt große.
Alle können schön und proper nähen, stricken und
 häkeln, einige auch sticken. Die älteren unter ihnen
 arbeiten mit voller Gewandtheit an der Nähmaschine
 und verstehen es, ihre Kleider ganz selbständig herzu-
 stellen, nicht einmal zum Zuschniden bedürfen sie
 fremder Hilfe. Gelegentlich der Schulprüfung haben
 sie alljährlich eine Menge tadellos ausgeführter Sachen
 und Säckelchen auszustellen, teils zum täglichen Ge-
 brauch, teils als Zimmerzerde oder sonstigen Schmuck.

nähen und bereiten sich so auf einen christlichen The stand vor.

Das Marienhaus in Czenstochau stand von jeher in schönster Blüte. Schwester Coleta, die seit Jahren mit der Leitung desselben betraut ist, hatte bis vor kurzem nicht weniger als 45 Böblinge. Im Laufe des letzten halben Jahres haben sich sieben davon mit braven, christlichen Männern verheiratet, und innerhalb weniger Wochen werden sechs weitere Paare ihre Hochzeit feiern.

Zauberei und Hexenwahn unter den Kassern. (Schluß.)

Bei den Sena-Stämmen oberhalb des Sambezi sucht man die Krankheiten auf folgende Weise zu heben: Ein schwarzer Heilfünstler verfertigt aus Stroh die Figur eines Schweinchens. Durch einen Bauberspruch wird dieses Bildnis der geheimnisvolle Träger einer Krankheit, d. h. die Krankheit wird vom Doktor aus dem Leibe seines Patienten in das Bild hineingezaubert. Ist dies geschehen, so wird die kleine Strohfigur in

möglichst unauffälliger Weise an einer Stelle im Gras verborgen, wo sich zwei Fußpfade kreuzen. Wehe nun dem ahnungslosen Wanderer, der das Figürchen mit seinem Fuß berührt! Sofort geht die Krankheit auf ihn über, während derjenige, der ursprünglich daran litt, nun vollkommen gesund ist.

Dudley Kidd erzählt, er habe einmal so ein Figürchen aufgehoben und in seinen Reisesack gesteckt, um es als Rarität mit nach Haus zu nehmen. Da hätten ihn aber die Schwarzen hart angefahren und ihm alle möglichen Uebel und Krankheiten prophezeit, falls er es nicht sofort wieder an seinen Platz stelle. Er ließ sich dadurch nicht beirren und nahm das „Schweinchen“ mit, denn nach europäischer Symbolik bedeutet das Schwein Fett, Wohlergehen und Glück. Als er jedoch einige Tage später das Malariafieber bekam, erklärten die Schwarzen mit Genugtuung, da sehe er jetzt die Folgen seines Unglaubens. Hätte er das Schweinchen unberührt an seinem Platz gelassen, so wäre er nicht krank geworden.

Im Beschuanaland hat der Chief ein sehr einfaches Mittel, sich vom Kopfweh zu befreien. Ein Ochs wird von einigen kräftigen Männern auf den Boden geworfen und festgehalten. Der Chief setzt sich auf den Kopf des Tieres, während einige dienstbare Geister Wasser herbeischleppen und es dem hochthronenden Staatsoberhaupt über den Kopf gießen. Alles Kopfweh geht dadurch auf den Ochsen über; dieser selbst wird sodann in den Fluß getrieben und extränkt, wobei man seinen Kopf, in dem ja nun das leidige Uebel steckt und das dauernd beseitigt werden muß, einige Minuten unter Wasser hält.

Sieht ein Mann im Matabeleland, daß seine Feldfrüchte von einer gewissen Art von Käfern oder Raupen bedroht werden, so sammelt er ein paar Dutzend derselben in einem Flaschenkürbis, wirft noch einige Aehren hinein und verbirgt nun das Ganze auf einem Fußpfad, der zum Acker seines Nachbarn führt. Die Folge wird sein, daß all' die schädlichen Tiere sein Feld verlassen und die Wanderung in das des Nachbarn antreten.

Unter den Tieren, welche sich ganz vorzüglich dazu qualifizieren, als Träger von Krankheiten und sonstigen Uebeln zu dienen, nennen die Käfer in erster Linie die *Paviane*. Wie die europäische Hexe auf ihrem Befestiel reitet, so der kaffrische Zauberer auf seinem Pavian. Das Tier ist so klug und treu, daß er es auch als Boten benutzen kann, um nächtlicher Weile Vieh und Volk zu bezaubern. Auch die *Tigerkäuze* steht im Dienst des Hexenmeisters, und sieht ein Käfer nicht in der Nähe seines Kraals so ein Tier herumstreichen, so weiß jedermann, daß auch ein übelgesinnter Zauberer nicht mehr gar ferne ist.

Möglich ist einem richtigen Zauberer natürlich alles; seine Macht ist einfach grenzenlos. Sogar ein Elephant erscheint auf seinen bloßen Pfiff und läßt sich von ihm ruhig die Füße abschneiden. Will er ein Rhinocerus erlegen, so vergräbt er einfach eine Zwiebel im Sand. Kommt das Tier in die Nähe, so ist es außer Stande, noch einen Schritt zu tun, und es abzuwischen, ist nun das reinste Kinderspiel. Um einen Löwen (mit Assagais) zu erlegen, reichen kaum 100 Männer hin, ein einziger Zauberer aber räumt, wenn er will, die ganze Gegend von den Löwen, und begibt sich mit einem Glauben und einem Vertrauen an sein Werk, die wahrlich einer besseren Sache würdig wären.

Ein Zauberer gräbt die Leichname aus und bringt sie wieder zum Leben. Zuvor aber schneide er ihnen die Zunge aus und gibt ihnen die Gestalt von Rägen, Nachteulen, Wölfen und ähnlichen kreischenden und heulenden Tieren. Den Auferweckten aber brennt er, um ihnen das Gedächtnis zu nehmen, ein Loch in den Kopf und läßt sie in seinen Gärten arbeiten. Da sie keine Zunge haben, können sie natürlich nicht reden und vor keinem Gericht wider ihn zeugen. Doch die üppigen Gärten und Felder verraten schließlich doch was geschehen. Dann aber ist es für den Zauberer Zeit, sich aus dem Staub zu machen, denn das Volk würde ihn unnachgiebig töten.

Die Furcht, wegen Fruchtbarkeit der Felder in Verdacht der Zauberei zu kommen, ist so groß, daß manche absichtlich die Bestellung ihrer Gärten und Acker etwas vernachlässigen. Denn der Neid hat schmale Augen, und der abergläubische Käffer ist leicht geneigt, seinen Konkurrenten der Zauberei zu beschuldigen.

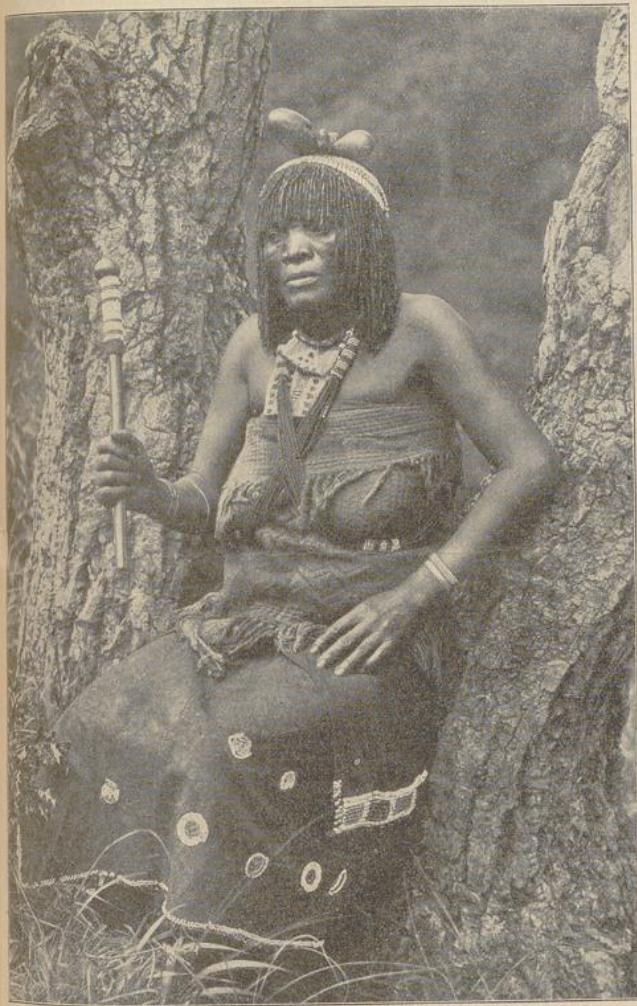
Endlich sei noch bemerkt, daß der Käffer schwer unterscheidet zwischen Magie und Zauberei. Der Doktor oder Magier ist eine hochangesehene Persönlichkeit, die für ihre Leistung mit klingender Münze bezahlt wird, der Zauberer dagegen ist der größte Schuft, den man sich denken kann, gegen den sich selbst die eigenen Kraalgenossen erheben und der wenigstens verbannt, wenn nicht grausam getötet werden muß. Wohl tut der eine das Gleiche, wie der andere; allein der Doktor ist regelmäßig dazu autorisiert, der Zauberer ist eine einfache Privatperson. Letzterer treibt seine Kunst eigenmächtig und zu seinem persönlichen Vorteil, er will Macht gewinnen über seine Stammesgenossen, und das ist ein unerträglicher Hochmut, ein gemeinschädliches Unfangen. Der Doktor dagegen handelt im Auftrag seines Chiefs zum Wohl des ganzen Stammes oder eines unschuldig Bedrängten. Er schützt und kräftigt durch seine Medizinen das in den Kampf ausziehende Dorf und macht die Zaubermittel der Gegner schwach und kraftlos, er gebietet dem Himmel, ruft den befruchten Regen herab, vertreibt die schädlichen Gewitter, lenkt den Blitz, heilt die Krankheiten, vertreibt die wilden Tiere und opfert den Geistern der Vorjahren. Kurz, er ist der Priester und Arzt des ganzen Stammes, der Helfer in jeder Not, und steht deshalb im Ansehen beinahe dem Häuptlinge gleich, ja wird zuweilen noch mehr geehrt und gefürchtet als dieser selbst. Daher auch die beständige Eifersucht zwischen den Stammeshäuptlingen und den Doktoren, und der Neid und die Anfeindungen dieser Doktoren untereinander. Seltener findet auch so ein heidnischer Käfferdoktor, wenn er irgendein größeres Ansehen oder einen bedeutenden Einfluß auf sein Volk erlangt hat, eines natürlichen Todes.

Sehr oft kam es in der alten Zeit auch vor — gegenwärtig getraut man sich aus Furcht vor der europäischen Regierung die Sache nicht mehr so offen zu treiben, — daß ein ganz Unschuldiger, d. h. ein Mensch, der nie den leisesten Versuch dazu gemacht hatte, der Zauberei beschuldigt und öffentlich hingerichtet wurde. Die Sache ist bald erklärt, wenn man weiß, daß durch das Gesetz das ganze Besitztum des Ermordeten, d. h. sein Vieh, sein Land und seine Weiber usw. zur einen Hälfte dem Chief, zur andern dem die Anklage führenden Doktor zufiel. Eine Rechtfertigung oder Gegenwehr gab es in solchem Falle nicht. Der Bedauernswerte wurde einfach als Zauberer „ausgerochen“ und aufgegessen.“

Demit wollen wir unsere kleine Abhandlung schließen. Mancher unserer Leser hat vielleicht unwillkürlich über die höchst sonderbaren Zaubermittel gelacht, mit denen diese heidnischen „Doktoren“ zu Werke gehen. Zur Ergänzung nennen wir noch: Schlangenfett und Lindenblut, Skorpionsöl und Antilopenhörnchen, Schlangenhäute, Schnecken, Wolfsfleisch und das Fett neugeborner Kinder. Doch sind und findet sich in Europa kein Aberglauben, und sind nicht auffallenderweise die Mittel fast die gleichen? Ich erinnere

mäßig beim Regierungsantritt eines neuen Chef vor. Unter Umständen sind selbst weiße Kinder vor derartigen Nachstellungen nicht sicher. Als Beweis diene Folgendes:

Ein europäischer Händler wollte einst in einem Flusse ein Bad nehmen und schickte daher seinen dreijährigen Knaben in Begleitung eines Käffern heim zur Mutter. Doch sieh, Käffer und Kind verschwanden spurlos, und alle Nachforschungen der besorgten Eltern nach ihrem armen Kind waren umsonst. Erst später hörte man, daß der Knabe heimlich getötet und der Leichnam zu abergläubischen Zwecken missbraucht worden war.



Kaffirische Zauberin. (Aus unserer Jubiläumsfestschrift.)

nur an die bekannte Stelle aus Shakespeares Macbeth, wo im 4. Akt drei Hexen am Kessel stehen und ihren sumpfigen Zaubertrank kochen: Wenn auch der geniale Dichter dieses törichte Treiben persifliert, so entrollt er anderseits doch ein getreues Bild der magischen Künste und phantastischen Träumereien seiner Zeit.

So sonderbar diese Sachen und Sächselchen auch klingen, so sind sie doch in Wirklichkeit meist recht harmloser Art. Nur eines ist direkt schlimm und im höchsten Grade verwerflich: die Ermordung des unschuldigen Knaben. Leider ist Kindermord zu abergläubischen Zwecken auch unter den Käffernstämmen nichts Seltenes. Versuche hierzu kommen fast regel-

Taubstummen-Unterricht.

Von Rev. P. Notter.

Mariazell. — In Nr. 3 des Verhältnissmärkte habe ich voriges Jahr von einem taubstummen schwarzen Heirats-Kandidaten gesprochen und die geneigten Leser gebeten, mir mit Rat und Tat zu Hilfe zu kommen, dem armen jungen Mann die notwendigsten Glaubenswahrheiten beizubringen. Ich versprach in jenem Artikel, später wieder etwas über diesen Gegenstand mitzuteilen zu wollen. Da mir heute eben die nötige Zeit zur Verfügung steht, will ich endlich diesem Versprechen nachkommen. Zunächst drängt es mich, auch auf diesem Wege all jenen Menschenfreunden meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, die damals meinem Ansinnen in so überaus wohlwollender Weise entgegen kamen. Erhielt ich doch aus fachmännischen Kreisen wider all mein Erwarten eine ganze Reihe wertvoller Zuschriften. Am gelegensten war eine längere Abhandlung eines erfahrenen Taubstummenlehrers, der sich die Mühe nahm, sich ganz in meine Lage zu versetzen und mir auf Grund seiner Kenntnisse und Erfahrungen im Taubstummen-Unterricht eine praktische Anleitung zu schreiben, wie ich ungefähr vorgehen könnte. Auch eine Fachzeitung „Der Taubstummen-Kurier“ wurde mir seit jener Zeit ununterbrochen gratis aus Wien zugeschickt.

Der Taubstummen-Unterricht hat im Laufe von Jahrzehnten manche Veränderungen erfahren, und wie ich sehe, ist man bis heute über die bessere Methode noch nicht ganz einig. Darin stimmten jedoch alle Zuschriften überein, daß ich meinen schwarzen Kandidaten ausschließlich mit der Zeichen-Sprache, mit Mienen und Gebärden, unter Beihilfe von Bildern unterrichten müsse.

So ging ich denn endlich daran, nachdem ich mir zuvor nach Möglichkeit ein größeres Bilder-Material gesammelt hatte. Zum besonderen Dank verpflichtete mich hiebei ein Konfrater einer Nachbarstation durch gütige Überlassung einer Sammlung biblischer Darstellungen, die mir ganz besonders zu statthen kam. Ich will nun einiges zum Besten geben, wie ich es anstelle, meinem schwarzen Heirats-Kandidaten einige der wichtigsten religiösen Wahrheiten beizubringen. Erfahrene Taubstummenlehrer werden wohl darüber lächeln, doch bitte ich, nicht zu vergessen, daß es eben

die ersten Versuche waren, die ich in dem schwierigen Werke mache.

Zunächst suchte ich meinem Schüler beizubringen, daß Gott der Schöpfer aller Dinge sei. Ich legte ihm zu diesem Zweck einen Katalog vor, in dem mancherlei Gegenstände bildlich dargestellt waren. Dann zeigte ich ihm eine, auf dem Titelbild des Kataloges befindliche Photographie und suchte ihm klar zu machen, daß der hier dargestellte Mann all die vielen im Kataloge verzeichneten Gegenstände fertigte und verkaufe. Aehnlich verfuhr ich mit einem zweiten und dritten Katalog, und ich merkte, daß mich mein schwarzer Schüler recht wohl verstand. Zuletzt zeigte ich mit dem Finger nach oben, (was nach seiner Zeichensprache Gott bedeutet), den er schon kannte, und dann auf verschiedene Gegenstände draußen in der freien Natur; die Sonne, das Firmament, die Berge, die Bäume, das Gras, die Blumen, die Tiere, die Menschen (auch ihn und mich miteincluszend) und suchte ihm dadurch klar zu machen, daß dies alles Gott gemacht habe, der droben im Himmel wohnt. Durch kräftiges Kopfnicken bezeugte er, daß er mich gar wohl verstehe.

Nun ging ich über zur Erschaffung des Menschen. Für diesen Teil des Unterrichts hatte ich mir einen schwarzen Schuljungen abgerichtet. Dieser mußte sich der Verabredung gemäß regungslos auf's Bett legen. Ich betastete nun dessen Kopf, Brust, Hände und Füße, gebrauchte nebenbei die dem Taubstummen schon geläufigen Zeichen für Formen und zeigte zuletzt nach oben, ihm zu verstehen gebend, daß Gott den Leib des Menschen erschaffen habe. Nun mußte ich ihm auch beibringen, daß Gott diesem Leibe eine Seele eingehaucht habe. Ich wählte hierfür die Gestalt eines aus weißem Papier geschnittenen Herzchens. Neben mir stand ein großes Bild: die Schöpfung. Ich zeigte auf Gott Vater, nahm das weiße Herzchen (das Bild der Seele) in den Mund und blies es dem noch regungslos auf dem Bette liegenden Knaben in den halb geöffneten Mund. Dieser öffnete nun sofort die Augen, begann schwer zu atmen, die Hände und Füße zu regen, erhob sich und stieg zuletzt vom Bette herunter.

Ich zeigte dann an ein anderes Bild, Adam und Eva darstellend, und machte ihm klar, daß beide von Gott eine Seele, ein so reines, fleckenloses Herz erhalten haben.

Nun kam der Sündenfall, wofür mir ein gutes Bild zur Verfügung stand. Daß in der Schlange mit dem häßlichen, verzerrten Menschenkopf ein böser Geist stecke, um Eva zum Genuss der verbotenen Frucht anzureizen, hatte er bald erfaßt. Adam und Eva hatten Gottes Gebot übertreten, die erste Sünde begangen; ihr Herz war nicht mehr rein. Ich machte nun auf ein weißes Herzchen einen schwarzen, häßlichen Tintenfleck und legte ihn der Eva auf, ein zweites beschmutztes Herzchen kam auf die Brust Adams. Noch weitere kleinere und größere Flecken auf den schon verunreinigten Herzen sollten andeuten, daß auch später die Seelen des Menschen durch jede Sünde neuerdings befleckt werden.

Ein weiteres Bild, auf dem Gott über die vor ihm knieenden Stammternern segnend die Hände ausbreitet, stellt die Einsegnung der Ehe dar. Da unser Zacharias — dies der Name des Taubstummen — speziell Ehe-Kandidat war, so knüpfte ich schon hier das Wesentliche vom Brautunterricht an. Dabei kam mir trefflich einer seiner Freunde und Altersgenossen

— er erhielt bei der Taufe den Namen Wilhelm — zu staaten, den ich damals privatim zur Taufe und zur Ehe vorbereitete. Die beiden kannten einander schon lange und konnten sich zusammen mit Zeichen trefflich verständigen. So kam es, daß Wilhelm vermittelnd eintrat, wenn ich mit meinen Zeichen und Bildern nicht ganz zurecht kommen konnte. Ferner pflegte Zacharias seinem Freunde wieder mitzuteilen, was er bei mir im Privatunterricht gelernt hatte. Auf diese Weise konnte ich, da mir Wilhelm wieder alles getreulich berichtete, oft in recht erfreulicher Weise die Probe machen, daß er die Sache wohl erfaßt hatte. Namentlich half mir Wilhelm, wenn es galt, dem Taubstummen gewisse Gebote und Sünden begreiflich zu machen.

Als ich in meinem Unterricht zum Buß-Sakrament kam, mußte das Herz mit den Tintenflecken wieder herhalten. Ich zeigte ihm ein Bild, wo der Priester mit der Stola, dem Zeichen der priesterlichen Gewalt, angelehnt im Beichtstuhle sitzt, und nahm dann selbst eine violette Stola zur Hand. Dann legte ich dem auf dem Bilde dargestellten Pönitenten ein beschmutztes Herz auf die Brust, nahm es wieder weg, fuhr mit der Stola wie reinigend mehrmals darüber hin und legte zum Schluß dem Pönitenten ein neues, reines Herz auf. Wilhelm verichern mir, daß sein taubstummer Freund dies alles recht gut verstanden habe. Leider wurde ich um jene Zeit auf eine andere Station versetzt, sodaz ich den mit Zacharias begonnenen Kurs nicht ganz vollenden konnte. Ob sich mein Nachfolger des armen Taubstummen mit demselben Interesse angenommen, weiß ich nicht. Auch haben sich seitdem die Heiratsausichten unseres Zacharias etwas verschoben, und damit wahrscheinlich auch der Empfang weiterer Sakramente. Ich meinerseits würde wenig Bedenken tragen, ihn zum Empfang des hl. Bußsakramentes zuzulassen; auf alle Fälle könnte man ihn condicionaliter absolvieren.

Daz ein Taubstummen-Unterricht, der sich, wie hier, auf bloße Zeichen und Bilder beschränkt, südlich bleibt, ist klar. Wie sollte es z. B. auch möglich sein, einem Taubstummen, zumal einem unzivilisierten, der nicht lesen und schreiben kann, das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit beizubringen? Ihm werden die drei göttlichen Personen wohl immer drei Götter sein. Oder sollten Fachmänner darüber andern denken?

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß, nachdem ich jenen ersten Artikel über den taubstummen Heirats-Kandidaten im Bergzmeinch veröffentlich hatte, auch aus anderen Missionen sich Stimmen hören ließen, daß auch dort der eine und andere Taubstumme zu finden sei. Vielleicht bekommen wir auch hier in Südafrika mit der Zeit ein eigenes Institut, das sich dieser armen Schwarzen annimmt und sie gehörig ausbildet. Das walte Gott!

Stephan, der kleine Missionär.

Von Schw. Innocentia.

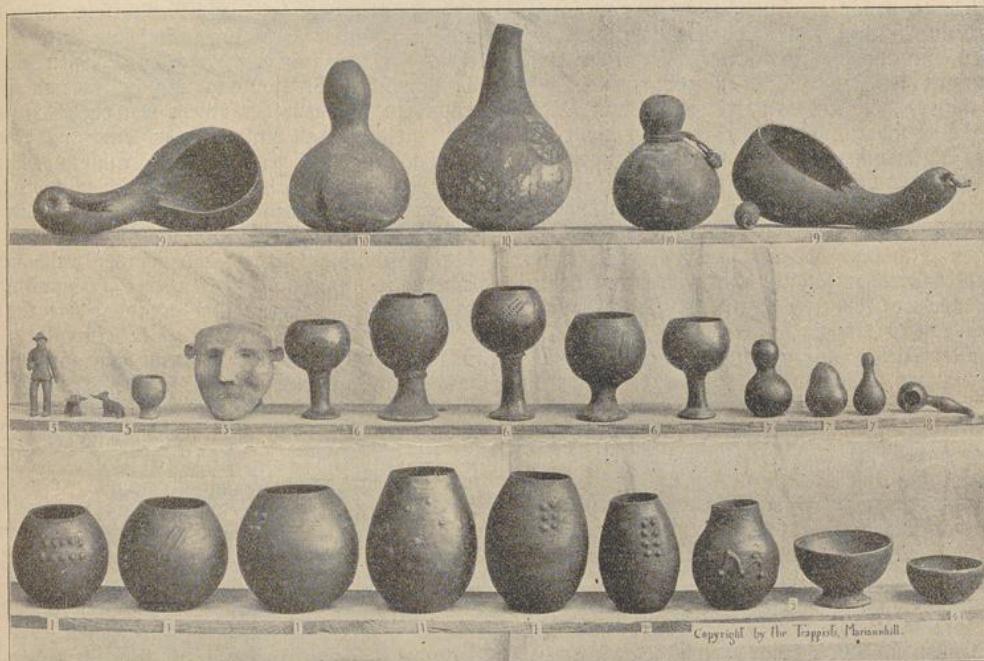
St. Peter. — Auf einem der vielen felsigen Abhänge des Usambara-Gebirges steht eine einzame Hütte, deren Laubdach bis auf den Boden reicht. Hier wurde einst ein Knäblein geboren, das an der rechten Hand sechs Finger hatte. In den Augen der Neger ist solch' eine Abnormalität Gegenstand großen Schreckens. Der Fluch der Geister lastet auf den

mit Behästeten und deshalb müssen sie kurz nach der Geburt erbarmungslos erwürgt werden.

Der Vater des Kindes aber, der nicht umsonst den Namen Mfundawantu, der Menschenfreundliche, trug, zögerte, das hübsche, kräftige Knäblein umzubringen, zumal da die Mutter es vom ersten Augenblick jenes Daseins an überaus lieb gewonnen hatte und sich durchaus nicht von ihm trennen wollte. Doch so ohne weiters durfte er das Kind nicht am Leben lassen. Er rief also einen Wahrhager, gab ihm im Zellen ein hübsches Geschenk und fragte ihn, was in dem Fall zu tun sei. Dieser war unter dem üblichen

der einen Hand einen Hirtenstab und ein langes Feldmeißer als Waffe, in der andern eine Art Zither, stand der kleine Ziegenhirte auf seinem Posten. Unter Tags brachte ihm sein Schwestern geröstete Maiskolben nebst etwas Zuckerrohr, damit er nicht hungere. Das war nun allerdings ein armes, rauhes Leben, doch der Kleine fühlte sich auf seinen Bergen glücklich wie ein König. Er scherzte mit seinen Ziegen, sprang mit ihnen um die Wette von einem Felsblock zum andern oder warf sich zuweilen ins hohe Gras und entlockte seiner Zither nach eigener Komposition die prächtigsten Melodien.

Kaffrische Tonwaren.



Copyright by the Zeppel, Mariashill.

1. Uckamba, aus gebranntem, mit Kuhdung beschmiertem Ton zum Biertrinken.
2. u. 3. Umancilshane, (Geizhals) heißen die kleinen Gefäße, weil es gegen die Gastfreundschaft verstößt, so kleine Gefäße zum Trinken vorzusezen.
4. Uduvo, Gefäß für Brei und Sauermilch, für große u. kleine Leute.
5. Umankiso (Bilb), von kleinen Kindern zum Spielen gemacht Gegenstände aus ungebranntem Ton.

6. Ingeazi, kleine Gefäße für Bier oder Wasser.
7. Amadholo, kleine Dosen aus kleinen Kürbissen für wohlriechende Spezereien und Öl.
8. Ein kleiner Schöpföffelchen.
9. Große Schöpföffel aus Kürbissen gemacht, namentlich beim Bierlochen gebraucht.
10. Ingobongo, Gefäße aus ausgehöhlten Kürbissen, für Bier, Milch und Wasser gebraucht.

Hofuspotus seine Zauberstäbchen und erklärte endlich: „Der Knabe ist ein Gotteskind, und darf am Leben bleiben!“

Diesmal war der heidnische Zauberspruch wirklich keine leere Formel, sondern volle Wahrheit, wie die Zukunft lehren sollte. Lubua, das Fruchtfeld, — so war der Knabe von seinen heidnischen Eltern genannt worden — wuchs bald zu einem kräftigen, pausbadigen Jungen heran, und wurde schon frühzeitig von dem Vater, der seine helle Freude an dem geweckten Bübchen hatte, zum Ziegenhüten verwendet.

Morgens, wenn die Sonne über die Berge herauftauchte, kam, trieb Lubua seine kleine Herde hinaus und blieb den ganzen Tag draußen trotz Wind und Regen, trotz der brennenden Tropenhölze und den vielen Leoparden. In ein Stück Baumwollzeug gehüllt, in

So traf ihn eines Tages unser Katechet. „Lubua“, sagte er zu ihm, „es gibt noch etwas Schöneres als Spielen und Ziegenhüten. Komm zu mir in die Missionschule; du sollst du Lesen und Schreiben lernen. Auch will ich dir viel vom lieben Gott erzählen, der Himmel und Erde erschaffen hat, und der auch dich liebt als wie ein Vater.“

„Gewiß“, erwiderte der muntere Kleine, „das möchte ich alles wissen und lernen und ich will gleich morgen zu dir in die Schule kommen!“

Zu Hause brachte er die Bitte vor, einmal, nur ein einzigesmal die Häuser der Weißen anzuschauen zu dürfen, was ihm von dem gutmütigen Vater gerne gestattet wurde. So erschien also unser Bürschchen kommenden Tags schon in aller Frühe in der Missionschule. Er war Aug' und Ohr für alles, was er da

sah und hörte. Nach dem Unterricht erklärte er dem Bruder: „Ich habe zwar nur für einen Tag die Erlaubnis erhalten, hierher zu kommen, allein ich will für immer bleiben. Ich will vieles lernen und ein Kind Gottes werden. Vater und Mutter werden mir das schon erlauben.“ So blieb also der Kleine in der Missionschule.

Selbstverständlich kamen schon am nächsten Tag Vater, Mutter und Geschwister Lubua zur Missionsstation gerannt und wollten ihren Liebling wieder haben. Dieser aber hielt sich so tapfer und sprach so begeistert von seinem Verlangen, hier bleiben zu dürfen, daß sie, wenn auch schweren Herzens, schließlich doch ihre Einwilligung dazu gaben.

Lubua blieb also bei uns und machte sich in jeder Beziehung prächtig. Einen Knaben von solcher Gemütsart und solchen Talenten zu unterrichten und zu erziehen, ist ein wahrer Genuss. Er kam buchstäblich unsern leisesten Wünschen zuvor und übertraf weit unsere höchsten Erwartungen. Zum Lohn dafür wurde er aber auch schon ein Jahr nach Beginn seines Katechumenates zur hl. Taufe zugelassen, wobei er den Namen Stephan erhielt.

Ich will es versuchen, in Nachstehendem ein schwaches Bild dieses geradezu musterhaften Schülers zu entwerfen. Ich kann das um so unbedenklicher tun, da unser guter Stephan längst nicht mehr zu den Lebenden zählt, indem er schon im Mai 1905 in ein besseres Jenseits abberufen wurde.

Vor allem liebte unser Kleiner Pünktlichkeit und Ordnung. Sobald die Glocke rief, ließ er alles andere im Stich und erschien stets als der erste auf dem Platz. Beim Unterricht war er trotz seines lebhaften Temperamentes die Aufmerksamkeit selbst; kein Wort entging ihm. Ebenso fleißig und treu machte er seine Schulaufgaben. Gab es etwas auswendig zu lernen, so war Stephan stets der erste, der es fließend herzagen konnte, obgleich ihn, was Talent anbelangte, manch' anderer Knabe noch übertraf. Seinem Fleiß entsprachen aber auch seine Leistungen: nach zweijährigem Schulbesuch konnte er fließend lesen, und seine Handschrift war so schön und korrekt, daß mancher weiße Knabe, der sieben volle Jahre europäischen Schulunterricht gewonnen, sich mit ihm nicht messen könnte.

Nicht minder fleißig und geübt war Stephan bei der Arbeit. Heiter und fröhlich wie zum munteren Spiel eilte er mit der Hacke über der Schulter hinaus aufs Feld und arbeitete hier nach Leibeskräften. Nie hörte ich eine Klage über ihn, im Gegenteil, jeder Arbeitsvorstand war voll des Lobes über den flinken, rasch und sicher zugreifenden Knaben. Jeden Auftrag erfüllte er mit Freuden. Ich hatte oft bemerkt, wie schwer sich die Knaben zu gewissen Mädchenarbeiten wie Schule und Bänke reinigen, den Hof kehren &c. bequemen. Nicht so unser Stephan: oft hielt er ganz allein: auch eine zweite und dritte Woche hindurch die Schule in Ordnung, wenn er sah, daß seine Kameraden es nicht gerne tun mochten.

Die Negerrasse im allgemeinen ist bequem und träge. Ernst, strenge Arbeit hat der Schwarze, er arbeitet nur, wenn es gerade sein muß und dann überläßt er sich wieder dem süßen Müßiggang. Ebenso wenig kennt er unverdrossene Ausdauer und Beharrlichkeit. Nur zu oft hört man ihn sagen: „Ngizaihilwa, ich habe jetzt satt, bin der Sache überdrüssig.“ Ohne Not, Befehl und Auftrag tut er nichts. Von all diesen Nationalitätsfehlern war Stephan frei. Ihm war

Arbeit und Beschäftigung ein wahres Bedürfnis; was er begonnen, führte er auch aus, und vieles tat er ungeheizten, schon aus Liebe zur Ordnung. Sah er zum Beispiel etwas am Boden liegen, so hob er es auf, desgleichen schloß er ungeheizten die offenstehende Türe. Wollte die Schwester Safristanin zum „Engel des Herrn“ läutnen, so lief er ihr nicht selten voraus und zog mit sichtlichem Vergnügen den Glockenstrang. Ein ganzes Jahr hindurch beorgt er täglich das zur Mahlzeit der Kinder notwendige Trinkwasser, ohne auch nur ein einzigesmal den Wunsch zu äußern, hierin von einem anderen Knaben abgelöst zu werden. Ging ich zuweilen zum Unterricht oder Krankenbesuch fort, und hatte ich vergessen, einen Knaben aufzustellen, der das Esszimmer säffe, in der Schule aufräume usw., so fand ich dennoch bei meiner Rückkehr alles beorgt und in schönster Ordnung. Stephan hatte sofort gesehen, was zu tun war, und ungeheizten die Arbeit übernommen. Wie freute ich mich da jedesmal über den prächtigen Jungen, der einem braven „Heimzähmchen“ gleich überall einsprang, wo eine Lücke war.

In besonders hellem Lichte strahlt namentlich auch seine Nächstenliebe. „Komm, ich will dir helfen“, sagte er z. B. wenn er bemerkte, daß einer seiner Schüler mit einer Arbeit nicht recht fertig werden konnte oder ungeduldig wurde, „wir werden rasch damit zu Ende sein und dann wollen wir zusammen spielen gehen!“ Nicht selten nahm er sogar die Straßen anderer auf sich. So hatte z. B. einmal ein Knabe auf dem Wege zur Kirche gefärrt, und sollte nun zwei Handstreiche dafür bekommen. Doch sieh, da stand schon Stephan mit der Rute in der Hand neben mir und bat: „Schwester, bitte, gib mir die Handstreiche! Mir tun das weniger weh.“ — Der eigentliche Strafling war sonst aus hartem Holze geschnitten, doch wie er sah, daß Stephan für ihn gelassen die zwei Handstreiche entgegennehmen wollte, traten ihm doch die Tränen in die Augen. „O, du bist ein guter Knabe“, sagte er, „jetzt habe ich dich noch zehnmal lieber, wie zuvor!“

Ich mußte schon wiederholt hören und habe es auch in Büchern gelesen, der Schwarze sei jeder edleren Gesinnung bar, schaue nur auf simlichen Genuss und könne, wie das Tier, nur mit der Rute in Zucht gehalten werden. Ich denke, obige Beispiele sprechen entschieden dagegen. Gewiß hat die schwarze Rasse ihre Fehler, und der bloße Polizeistock bringt ihr auch keine edleren Gefühle bei, wohl aber die christliche Religion. Stephan war religiös, und der Glaube war es, der die schönen Gnadenfrüchte in ihm zeigte. Wie oft ging er unaufgefordert in die Kirche, und mit welcher Sammlung und Andacht kniete er da manche Viertelstunde vor dem Tabernakel! Galt es gelegentlich für einen Borgefeseten oder Wohltäter einen „geistlichen Blumenstrauß“ zu winden, so war Stephan sicherlich derjenige, der an Gebeten und freiwillig übernommenen kleinen Opfern den reichsten Beitrag dazu spendete.

Bei all' dem war unser kleiner Held keineswegs ein Kopfhänger oder Duckmäuer, im Gegenteil: selten habe ich einen lustigeren Knaben gesehen als ihn. Wilden Lärm und tolle Ausgelassenheit liebte er allerdings nicht, dafür war sein Charakter viel zu tief und nobel angelegt, wohl aber heiteren Scherz und fröhliches Spiel. Auch hier war er tonangebend im Kreise seiner Kameraden und sorgte stets für geziemende Abwechslung. Bald war es der Kreisel, oder der Fußball, bald die Flöte oder Zither, die gerade das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, während man ein anderes

mal zur Knallbüchse oder zum Bogen schießen überging. Die nötigen Spielzeuge fertigte er immer selbst. Auch Wasserräder, Wind- und Hammermühlen brachte der kleine Tausendkünstler nach kurzer Anleitung fertig. (Schluß folgt.)

Nun hielt ich eines Tages in einem Dorfe des Matatiele-Bezirkes, wo es von allerhand Sektionen förmlich wimmelt, einen christlichen Unterricht. Meine Zuhörerschaft war ebenso zahlreich, wie gemischt, denn fast jede Sekte war durch einige Mitglieder vertreten. Mit



Zusammenkunft des Bischofs Dr. Emil Allgeyer von Nord-Sansibar mit dem damaligen englischen Kolonialminister Chamberlain in Nairobi, Britisch-Ostafrika. (Aus Boettcher's „Abita“.)

Eine verfängliche Frage.

Von Rev. P. Wilhelm O. C. R.

Maria-Linden. — Bekanntlich ist ganz Südafrika voll von protestantischen Sektionen der mannigfachsten Art. Viele von ihnen haben sich längst vor uns Katholiken hier niedergelassen und nach ihrer Art fleißig an der Befreiung der Schwarzen Afrikas gearbeitet. Selbstverständlich sucht jeder Prediger seinen Anhängern begreiflich zu machen, daß seine Lehre die wahre sei.

Absicht wählte ich daher das Thema: „Die römisch-katholische Kirche ist die allein wahre, von Christus gefestigte Kirche.“ Alle folgten meinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit. Namentlich aber fiel mir ein schon ziemlich bejahrtes Weib auf; sie setzte sich ganz in meine Nähe und schien gleichsam jedes meiner Worte verschlingen zu wollen. Später erfuhr ich, sie sei eine eifrige, zäh an ihrem Glauben haltende Calvinistin.

Nach beendigter Katechese kam sie auf mich zu

mit den Worten: „Moruti (Lehrer), ich hätte dir etwas zu sagen.“

„Nun, das freut mich“, entgegnete ich in der Hoffnung, in ihr ein williges Schäflein gefunden zu haben.

„Vater“, fuhr sie fort, „du hast soeben gesagt, die römisch-katholische Kirche sei allein die wahre, von Christus gestiftete. Schon recht, auch wir glauben das, und manche unserer Lehrer sprechen das offen aus. Nun möchte ich aber gerne ein paar Fragen an dich stellen: Denke dir, ein Mann nimmt sich ein Weib. Was glaubst du nun, Vater, wird der Mann dieses sein Weib lieben?“ — „Gewiß wird er das! Ja, er muß es sogar lieben, denn Gott hat das ausdrücklich in der heiligen Schrift befohlen.“

„Gut, auch ich glaube, daß er es liebt. Nun sieh, Vater, dieses Weib schenkt threm Manne im Laufe der Jahre verschiedene Kinder, erst eines, dann zwei und schließlich noch mehr. Glaubst du nun, daß der Mann auch die Kinder seines Weibes lieben werde?“

„Welch' eine Frage! Wo sollte denn ein Vater zu finden sein, der seine eigenen Kinder nicht liebt? So ein Mensch müßte ja gar kein Herz im Leibe haben!“

„Schon gut, mein Vater, auch ich glaube, daß der Mann, von dem ich sprach, seine Kinder liebt. Nun sieh' aber her: Der liebe Gott ist der Vater von uns allen. Ich kann ferner sagen, er habe sich mit der römisch-katholischen Kirche vermählt, er liebt sie überaus, das sehen wir alle, sie ist wie seine Gattin, seine Braut. Nun hat aber die römische Kirche dem lieben Gott im Laufe der Zeiten verschiedene Kinder geschenkt: ich meine die anderen Kirchen: die Lutheraner, die Calvinisten, die Hochkirchler usw. Glaubst du nun nicht, Vater, daß Gott auch diese Kinder seiner vielgeliebten Gattin lieben wird?“ . . .

„Das hast du gut eingesädet, Weibchen, und dein Beweis wäre gar nicht fibel, wenn die römisch-katholische Kirche, wie du sagst, wirklich die Mutter der protestantischen Sектen wäre. Nun hat sie aber diese Kinder keineswegs dem lieben Gott geschenkt, die Protestanten haben sich vielmehr gegen die alte Mutterkirche empört, haben ihre Lehre gefälscht und haben sich ganz gegen den Willen Gottes von ihr getrennt. Irrtum und Sünde kann Gott nicht lieben, muß sie vielmehr hassen. Wohl ist es wahr, daß Gott alle seine Geschöpfe liebt, wie auch die katholische Kirche alle ihre Kinder liebt, sogar jene, die ihr treulos geworden sind, den Irrtum selbst aber liebt Gott nicht, und es ist daher sein Wille, daß alle Menschen zur Wahrheit zurückkehren und alle Protestanten wieder treue, gehorsame Kinder ihrer Mutter, der heiligen römisch-katholischen Kirche werden!“ — „Ja, Vater, wenn dem so ist, dann verhält sich die Sache allerdings ganz anders. Das haben wir eben nicht gewußt.“

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J. Arbeit.

Wenn die Menschheit von den ewigen Grundzügen abweicht, dann versäßt sie totsicher in allerlei Irrtümern: Uebertreibung auf der einen, Unterschätzung auf der anderen Seite ist die Folge. So geht es z. B. mit der „Arbeit“, vor allem der Arbeit, die dem Erwerb zeitlicher Güter dient. Den Alt- und Neuheiden ist sie ein Gegenstand der Geringschätzung, den Sozialdemokraten z. B. ist sie wieder der einzige Wertmesser. Den richtigen Mittelweg nimmt die katholische Kirche ein. Zwar macht man ihr gerne den Vorwurf:

In der katholischen Kirche wird die Arbeit nicht genug geschätzt, deshalb sind die Katholiken auch inferior. Die Arbeit allein ist die Quelle des Wertes.

Darauf antworten wir mit dem P. Brors in seinem „Modernes ABC“:

Ein altes christliches Sprichwort heißt: „Ora et labora; bete und arbeite“, und dieses „arbeite“ wird vorzüglich von saurer, mühevoller Arbeit verstanden. Unsere heutige Welt möchte das „Beten“ streichen. Die katholische Kirche hält beides fest. Sie sieht in der harten, sauren Arbeit nicht das ursprünglich gottgewollte Los des Menschen, wohl aber das durch die Sünde allgemein gewordene Gesetz. Sie betrachtet die Arbeit als das gottgewollte Mittel, durch welches der Mensch der Erde seinen Unterhalt und alles zum menschenwürdigen Dasein und zur menschlichen Entwicklung Gehörige abgewinnen soll. Sie betrachtet die Arbeit aber auch als ein gewaltiges Sühnemittel gegen die Sünde, als ein Mittel, welches vor Sünden schützt und für begangene Sünden Abbitte leistet; sie betrachtet die Arbeit als ein höchst wertvolles Tugendmittel und als die Ehre des Christen, weil die harte und saure Arbeit durch das Beispiel des Gottmenschen Jesus Christus geadelt ist.

Der heutige Weltgeist betrachtet die Arbeit nur als ein Mittel, durch welches der Mensch für sich oder andere Reichtümer schafft. Wer schafft also die Arbeit höher? Mich dünkt, die katholische Kirche schätzt und wertet sie unvergleichlich höher. Aber sie schätzt die Arbeit nicht allein, besonders nicht die materielle Arbeit allein. — Dem heutigen Weltgeist ist die Arbeit allein die Quelle des Wertes; sie kennt nur neue Schaffung von Reichtum als Wert. Die katholische Kirche kennt noch andere Werte; sie gibt auch noch etwas auf Seele und geistige Dinge, und auf Gottesarbeit, auch wenn dieselbe nicht dem Mammon oder dem jinnischer Genüsse dient. Sie reicht eben mit ihrer Schätzung und Wertung in die Ewigkeit hinein und geht nicht auf in bloß zeitlichen Sorgen. Das macht die katholische Kirche und die Katholiken nicht inferior, sondern weit die andern überschlagend. Wenn zur Wahl steht „die ganze Erde, oder der Himmel und ein Stück Erde weniger“: dann wähle ich unbedingt das Letztere.

Über die Straußenzucht in Südafrika
enthält das „Alderbau-Journal vom Kap der guten Hoffnung einige Angaben, die im Hinblick auf die Aussichten, die man sich teilweise auch in Deutsch-Südwest von der Straußenzucht verspricht, Interesse bieten. Der durchschnittliche Marktwert für Strauße ist schwer zu ermitteln, weil die Einzelpreise zu große Unterschiede zeigen. Der Preis bewegt sich für einjährige Vogel zwischen 10 Schilling und 50 Pf. für zweijährige und ältere zwischen 1 Pf. und 200 Pf. Ungefähr kann man den Durchschnittswert für zweijährige Strauße mit 25 Pf. ansetzen. Im Distrikt Oudtshoorn, dem Hauptgebiet der Straußenzucht, berechnet man den Ertrag eines Federschnitts mit durchschnittlich rund 5 Pf.; in zwei Jahren kann man drei Schnitte vornehmen. Die besten Vogel ergeben bei einem Schnitt Federn im Werte von 25 Pf. und mehr, während manche nur für 1 Pf. Federn liefern. Von guten, mit Luzerne gefütterten Vogeln erhält man jährlich Federn im Durchschnittswerte von 8 Pf. Zur Fütterung von 6 Vogeln braucht man ein Luzernefeld von 1 Morgen (etwa 81 Ar).

St. Josephsgärtchen.

Die Flucht nach Aegypten.

Ich sah die hl. Familie wieder im Hause Annas bei Nazareth ankommen. Der Weg von Annas Haus bis zum Hause Josephs ist etwa eine halbe Stunde lang und führt zwischen Gärten und Hügeln hin. Maria und Joseph haben keine eigene Haushaltung; sie werden in allem von Anna versorgt, die oft zu ihnen kommt.

Den hl. Joseph sah ich aus langen, gelben, braunen und grünen Baststreifen Schirme, große Flächen und Decken oben an den Gemächern flechten. Er hatte einen Vorrat solcher geflochtenen Tafeln in einem Schuppen neben dem Hause aufeinander liegen. Er flocht allerlei Sterne, Herzen und andere Muster hinein. Er hatte keine Ahnung, daß er bald fort müsse.

Ich sah Nachts einen leuchtenden Engel vor Josephs Lager treten und mit ihm sprechen. Joseph stand auf, ging mit brennender Lampe vor die Kammer Mariä, pochte an und fragte, ob er nahen dürfe. Ich sah ihn eintreten und mit Maria reden, welche ihren Schirm nicht öffnete. Dann sah ich ihn nach dem Stalle zu seinem Esel und in eine Kammer gehen, worin allerlei Geräte lag.

Maria kleidete sich sofort zur Reise an und ging zu Anna, die in einem anderen Gemache schlief. Ich kann nicht sagen, wie rührend die Betrübnis der hl. Anna war; sie umarmte Maria mehrmals unter Tränen und schloß sie an ihr Herz, als würde sie die kleine nicht wiedersehen.

Erst kurz vor dem Aufbruch nahmen sie das Jesuskind aus seinem Bettchen. Alle drückten das Kind noch an ihr Herz. Maria hatte einen langen Mantel umgeschlagen, der sie und das Kind verhüllte. Sie tat alles sehr ruhig und schnell und machte nur wenig Zubereitung zur Reise. Ein kleines Bündel und einige Decken war alles, was sie mitnahm. Joseph hatte einen Schlauch mit Wasser und einen Korb mit Fächern bei sich, worin Brote, Krüglein und auch lebendige Vögel waren. Auf dem Esel war für Maria mit dem Kinde ein Quersitz mit einem Fußbrettchen. Es war noch vor Mitternacht, als sie das Haus verließen. Das Jesuskind war zwölf Wochen alt. Ich sah dreimal vier Wochen.

Die hl. Familie zog in dieser Nacht durch mehrere Dörfer und ich sah sie erst des Morgens unter einem Schuppen ruhen und sich erquicken. Sie hatten auf dem ganzen Weg bis nach Aegypten nur drei eigentliche Herbergen, sonst übernachteten sie auf ihren vielen, mühsamen Umwegen immer in Schluchten, Höhlen und den abgelegtesten Wildnissen.

Einmal sah ich die hl. Familie bei einem Bassanstrand und einer Quelle rasten. An den Zweigen waren Einschnitte gemacht, aus welchen in Töpfchen Tassam tränkte. Das Jesuskind lag mit bloßen Füßen auf Mariä Schoß. Jerusalem war rückwärts zu ihrer Linken ferne auf der Höhe liegend zu sehen.

Als sie an den Mauern von Gaza vorüber gezogen waren, sah ich sie in der Wildnis. Es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich ihre Reise war. Sie zogen immer eine Meile gegen Morgen von der gewöhnlichen Heerstraße entfernt, und da sie die allgemeinen Herbergen mieden, hatten sie Mangel an allem. Oft

hatten sie nicht einmal Wasser, um ihren Durst zu löschen; ein paarmal jedoch wurde ihnen wunderbar geholfen.

Die sechste Nachtherberge sah ich sie in einer Höhle bei dem Berge und der Stadt Ephraim. Die Höhle lag in einer wilden Schlucht, etwa eine Stunde vom Haine Mamre. Maria war sehr traurig und weinte, denn sie litten alle großen Mangel. Sie blieben einen vollen Tag hier, und es geschahen zu ihrem Troste mehrere Gnaden. Ein Engel kam und tröstete sie, es entsprang in der Höhle eine Quelle und eine wilde Ziege kam und ließ sich melken.

In einer sternenhellen Nacht erblickte ich die hl. Familie durch eine sandige, mit niedrigem Busch-



hl. Franziskus von Rissisi.

werk bedeckte Wüste weiterziehen. Es lag hier eine Menge gefährlicher Schlangen im Kreis geringelt unter dem Laubwerk. Sie nahmen dem Wege mit lautem Gezisch und streckten die Köpfe gegen die hl. Familie, die von Licht umgeben, geschildert an ihnen vorüberzog. (Fortsetzung f.).

Ein Gnadenkind. (Fortsetzung.)

War Anna Katharina allein in Wald oder Feld, so rief sie die Vögel herbei, sang mit ihnen Gottes Lob und liebkoste sie, die sich ihr vertraut auf Arme und Schulter legten. Fand sie ein Nest, so schaute sie mit vor Freude pochendem Herzen hinein und flüsterte den Jungen ihre süßesten Worte zu.

Sie kannte alle Orte, wo sich im Frühling die ersten Blumen zeigten, aus denen sie Maria und dem Jesukinde Kränze stocht. Ihr helles Auge aber drang noch weiter. Sie selber sagte einmal hierüber:

„Ich habe mich nie wundern können, wie Johannes von den Blumen und Tieren in der Wüste so vieles lernte; denn mir ist schon als Kind jedes Blatt, jedes Blümchen wie ein Buch gewesen, in dem

ich lesen konnte. Bei jeder Farbe, jeder Gestalt und Form fühlte ich ihre Bedeutung und Schönheit. Wenn ich in das Freie kam, konnte ich mich mit allem unterhalten, denn ich schaute in die Blumen und Tierchen hinein.

Ich war noch sehr jung, als ich ein Fieber hatte und doch dabei umherging. Die Eltern meinten, ich müsse bald sterben. Da trat ein schönes Kind zu mir und zeigte mir Kräuter, die ich pflücken und essen sollte, um bald wieder gesund zu werden. Ich genoss von den Kräutern und sangte, an einer Hecke sitzend, den Saft aus der Windenblüte. Ich wurde bald gesund. Die Kamillenblüte liebte ich besonders; ich weiß nicht, was so Süßes und Wunderbares in ihrem Namen liegt."

Wie aber für sie auch die ganze übersinnliche und geheiligte Ordnung der Kirche aufgeschlossen war, erschien aus folgender Neußerzung:

"Schon als Kind fühlte ich den Klang geweihter Glocken wie Strahlen des Segens, welche, soweit sie reichen, das Schädliche der feindlichen Mächte vertreiben. Ich weiß gewiß, daß die geweihten Glocken den Satan vertriebenen. Wenn ich in meiner Jugend zur Nachtzeit auf dem Felde betete, fühlte und sah ich oft böse Geister um mich; sobald aber in Roesfeld die Glöden zu den Metten läuteten, empfand ich, daß sie flohen. Ich fühle den Klang geweihter Glocken wesentlich heiliger, freundlicher, stärkender und süßer als allen anderen Klang, der mir ganz trüb und dumpf dagegen lautet; selbst die Kirchenorgel lautet ganz kraftlos und niedrig dagegen."

Noch mehr als den Ton geweihter Glocken empfand Anna Katharina die Sprache der Kirche. Die lateinischen Gebete der hl. Messe und des ganzen Ritus der Kirche waren ihr so verständlich als die Muttersprache, sodaß sie lange der Meinung war, daß alle frommen, gläubigen Menschen sie ebenso verstehen müßten. „Ich habe“, sagte sie einmal, „bei heiligen Dingen nie etwas von einem Unterschied der Sprachen gewußt, weil ich niemals bloß die Worte, sondern die Sache selbst empfunden habe.“

Für die Kraft und Wohltat des priesterschen Segens befahl sie ein so tiefes, lebendiges Gefühl, daß sie unwillkürlich hingezogen wurde, wenn ein Priester in die Nähe des elterlichen Wohnortes kam. Sie eilte ihm dann entgegen und bat um seinen Segen.

Ungefähr im siebenten Lebensjahr wurde sie mit andern Kindern zur ersten hl. Beicht geführt. Sie hatte sich mit solchem Eifer darauf vorbereitet und war mit solchem Neuschmerz erfüllt, daß ihr auf dem Wege zur Kirche die Kräfte schwanden und sie von den Kindern, welche sie sehr liebten, vollends nach Roesfeld getragen werden mußte. Bei Erforschung des Gewissens war sie von lebhafter Furcht erfüllt, die Eigenliebe und falsche Scham könnte ihr eine Sache verborgen oder bemängeln; darum sprach sie oft zu sich: „Was mir der böse Feind genommen, das mag er behalten. Hat er mir vor der Sünde die Scham genommen, so will ich sie vor der Beichte auch nicht von ihm zurück.“ Die Eigenliebe erschien ihr furchtbarer, als der böse Feind selbst, denn aus ihren innerlichen Anschauungen hatte sie die Überzeugung geschöpft, daß wir nicht so tief gefallen wären, hätte nicht Adam die Schuld auf Eva und diese die Schuld nicht auf die Schlange geschoben.

Sie erinnerte sich, einmal mit einem Kinde gezankt und einem andern mit einem Spottreim er-

widert zu haben und war fest überzeugt, daß dies Todsünden seien. Sie beichtete daher dieselben mit so tiefer Zerknirschung, daß sie vor Schrecken glaubte, der Beichtvater versage ihr die Versprechung, als er tröstend sprach: „Kind, du kannst ja noch gar keine Todsünden begehen“, und brach in lautes Weinen aus, sodaß sie aus dem Beichtstuhl getragen werden mußte.

Die Eltern hatten ihr sieben Pfennige mitgegeben, um sich wie die andern Kinder nach der Beichte Weißbrot zu kaufen; sie aber schenkte es einem Armen, damit ihr Gott die Sünden vergeben möge. — Wenn sie später wieder zu beichten ging, gaben ihr die Eltern jedesmal sieben Pfennige zu Weißbrot. Sie kaufte dann solches, aber nicht für sich, sondern brachte es den Eltern nach Hause. (Forts. folgt.)

Eine Beichte im Keller.

Zu einer Versammlung des St. Vinzenzvereins der Stadt Bombay (Indien) erzählte einer der Brüder folgendes Erlebnis:

Nichts geschieht aus reinem Zufall. Es gibt keinen Zufall, wenn wir die göttliche Besehung in Betracht ziehen. Unser Heiland sagt selbst, daß die Haare auf unserem Haupte gezählt sind. Alles dient den Plänen der göttlichen Besehung, selbst das Böse, das von Menschen getan wird, und welches Gott zu dem Zweck benutzt, für welchen er es zuläßt. Dies zeigt sich deutlich in der folgenden Geschichte, die nicht erfunden, sondern Tatsache ist.

Ein reicher Mann, ein Millionär, wurde von einer Krankheit besessen, die ihn langsam, aber sicher ins Grab bringen mußte. Reichtum erlöst den Menschen nicht von dem Tode, dieser Schuld der Sünde.

Der Tod also näherte sich diesem Manne, der ihm nichts weniger als willkommen hieß. Er glaubte immer noch durch die berühmtesten Aerzte, die ihm sein Reichtum herbeizurufen gestattete, geheilt zu werden. Er hörte deshalb nicht auf den Rat einiger seiner Freunde, die Tröstungen der Religion zu empfangen, welche die Kirche denen erteilt, für die die Welt nichts mehr tun kann. „Jezt nicht, jezt noch nicht“, war gewöhnlich seine Antwort, „ich werde noch davon kommen.“

Die Krankheit machte rasche Fortschritte und die Freunde des Millionärs drangen immer mehr in ihn, nach einem Priester zu senden: „Ich bin jezt zu schwach, morgen, wenn ich mich stärker fühle.“ Am anderen Morgen konnte er nicht mehr sprechen und den Rat seiner Freunde nicht mehr zurückweisen.

Sie sandten zu einem Priester und batcn ihn, die letzte heilige Wegzehrung einem Sterbenden zu bringen. Der Priester verlor keine Zeit, allein in der Eile hatte man ihm nur die Straße gesagt, in welcher der Kranke wohnte, ohne den Namen oder die Hausnummer anzugeben. Der Priester versuchte sein Bestes, den Ort zu finden. Er fragte von Haus zu Haus. Endlich, ermüdet, dachte er schon daran, wieder nach Hause zu gehen, und dort einen anderen Boten zu erwarten, als er noch ein Häuschen stehen sah, in welchem er noch nachzufragen beschloß. Er trat in einen dunklen Gang und kam an eine halb offene Tür. Er machte sie vollends auf, in der Hoffnung, jemand zu finden, der ihm Auskunft erteilen könnte. Er ging in der Dunkelheit einen Schritt vorwärts, im nächsten Augenblick trat er ins Leere und stürzte eine steile Treppe hinab in den Keller. Er

zog sich wieder auf und fand, daß er zwar Quetschungen und Schürfungen, aber keine ernstlichen Verletzungen erhalten hatte. Ein kleines Fenster ließ so viel Licht ein, daß er die Treppe finden konnte. Als der Priester den Fuß wieder auf die Treppe setzte, verachtete ihm die Bewegung solchen Schmerz, daß er unwillkürlich laut seufzte. Da vernahm er wie ein Echo seines eigenen aus einer Ecke des Kellers einen anderen Seufzer. Er hielt den Atem an und lauschte, und wirklich, die Seufzer wiederholten sich.

„Ist jemand hier?“ fragte der Priester. Eine schwache Antwort ertönte: „Ja, ein armer Unglücklicher ist hier, der schrecklich leidet und der um der Liebe Gottes willen nach einem Priester gesandt haben möchte.“ Der Priester, dessen Augen sich nach und nach an das Dunkel gewöhnten, sah auf etwas Stroh einen mit Lumpen bedeckten Menschen liegen. Er trat zu dem Unglücklichen heran und sagte gerührt: „Mein Freund, du hast zu Gott gerufen und er hat deine Stimme gehört. Gelobt sei sein Name. Ich bin ein Priester.“

„Wie gut ist Gott“, sagte der Sterbende, „ich weiß, ich bin dem Tode nahe und habe Gott aus dem Innern meines Herzens gebeten, mir einen Priester zu senden, der meine Beichte hören kann.“

Der Priester waltete seines Amtes, hörte die Beichte des Armen, erteilte ihm die Absolution und rägte ihm die hl. Wegehrung. Dann entfernte er sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, um ihm die letzte Oelung und den letzten Segen unserer heiligen Mutter, der Kirche, die Generalabsolution zu erteilen.

Nach Hause zurückgekehrt fand der Priester die Wredje des sterbenden Reiches. Trotz seiner Schmerzen machte er sich sogleich nach dessen Wohnung auf den Weg. Als er dort ankam, war es zu spät. Der arme Reich hatte seine Beichte auf den nächsten Tag verschoben, und er war gestorben, ohne die Losprechung zu empfangen.

Der würdige Priester begab sich darauf wieder zu dem Armen im Keller, der auf seinem Strohlager die Hilfe Gottes angerufen hatte, eine Hilfe, die ihm so unerwartet zu teil wurde. Mit dem hl. Sakramente der letzten Oelung versehen, starb der glückliche reiche Arme mit Dank gegen Gott, der ihm den Beistand des Priesters noch zur rechten Zeit gesandt hatte.

So sind die Wege der göttlichen Vorsehung. Wer verächtigt, der steht unter rechtem Schuh; wer ihn verschmäht, wird auch vor ihm verschmäht werden! „Heute, wenn ihr die Stimme des Herrn hört, verhärtet eure Herzen nicht!“

Der Protestant Macaulay über das Papstum.

Solche protestantische Geschichtsforscher haben die unverwüstliche Lebenskraft anerkannt, welche das Papstum in den gefährlichsten Lagen stets glänzend bewies, und die Folgerungen daraus für unsere Zeit und die Zukunft zu ziehen sich nicht gescheit; obwohl ihnen das übernatürliche Element in der Kirche verborgen ist. Von ganz besonderem Interesse ist in dieser Beziehung das Urteil des englischen Historikers Macaulay, der das Papstum nicht bloß nach seiner religiösen, sondern auch nach seiner politischen Bedeutung betrachtet. Hören wir, was er im Oktoberheft der „Edinburger Revue“ vom Jahre 1840 schreibt:

„Es gibt nicht und es gab niemals auf dieser Erde eine Institution, die der Aufmerksamkeit des Forschers würdiger wäre, als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche vereinigt die zwei großen Epochen der menschlichen Zivilisation. Keine andere Institution hat sich bis heute erhalten, die unsere Gedanken zurückführen könnte zu jenen Zeiten, wo der Opferrauch aus dem Pantheon emporstieg und wo Giraffen und Tiger sich umherummelten im Flavianischen Amphitheater. Die stolzesten Königsgeschlechter sind im Vergleich zur Reihe der Päpste nur von gestern. Diese Reihenfolge können wir zurückleiten ohne Unterbrechung von dem Papste, welcher Napoleon krönte im 19. Jahrhundert, bis zu dem Papste, welcher Pipin im 8. Jahrhundert die Krone aufsetzte. Und noch weit über die Epoche Pipins hinaus erstreckt sich die erhabene Dynastie. In Bezug auf Alter nimmt die Republik von Benedig den zweiten Rang ein. Doch die Republik von Benedig ist dahin, und das Papsttum besteht noch. Das Papsttum besteht noch, nicht im Veralle, nicht als ein bloßes Denkmal aus dem Altertum, sondern voll Leben und jugendlicher Kraft. Die katholische Kirche sendet noch immer bis an die entferntesten Gegenenden der Welt ihre Missionäre aus, die von nicht geringerem Feuerreifer beseelt sind, als jene, die mit Augustin in Kent landeten, und immer noch bietet sie feindlichen Machthabern mit demselben Mute die Stirn, womit sie dem Attila entgegengrat. Die Zahl ihrer Kinder ist größer, als zu irgend einer früheren Zeit. Ihre Erwerbungen in der neuen Welt haben sie mehr als entschädigt für die Verluste in der alten Welt. Ihre geistige Herrschaft erstreckt sich über jene ungeheuren Ländermassen zwischen den Ebenen des Mississippi und dem Kap Horn, Ländermassen, welche wahrscheinlich nach Verlauf eines Jahrhunderts eine ebenso große Bevölkerung aufweisen werden, als jetzt Europa bewohnt. Die Mitglieder ihrer Gemeinschaft belaufen sich sicher auf nicht weniger, als 250 Millionen, während es schwer halten wird, zu beweisen, daß alle anderen christlichen Sектen zusammen 120 Millionen ausmachen. Auch deutet gar nichts darauf hin, daß das Ende ihrer langen Herrschaft nahe sei. Sie sah den Anfang aller Regierungen und aller kirchlichen Einrichtungen, die jetzt auf Erden bestehen, und wir haben darüber keine Sicherheit, daß sie nicht bestimmt sein sollte, auch das Ende von allen zu sehen. Sie war groß und geachtet, bevor der Sachse seinen Fuß auf Britanniens Boden gesetzt hatte, bevor der Franken den Rhein überschritten, als griechische Veredtsamkeit noch in Antiochien blühte und als Götzenbilder noch angebetet wurden im Tempel zu Meekka. Und sie mag noch in ungeschwächter Kraft dastehen, wenn dereinst einmal ein Reisender aus Neu-Seeland, von einer großen Wüste umgeben, auf den Trümmern eines Bogens der Londonbrücke stehen sollte, um die Ruinen von der St. Paulskirche in ein Album zu zeichnen. Wenn ich die furchtbaren Stürme bedenke, welche die römisch-katholische Kirche überlebt hat, so finde ich es schwer zu begreifen, auf welchem Wege sie untergehen soll. . . . Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsintflutlichen Königen gebaut sei, und, allein von allen menschlichen Werken, die Wucht der Flut getragen habe. So ist das Geschick des Papsttums. Es war unter der großen Überschwemmung begraben worden, aber seine tiefen Grundlagen waren unerschütterlich geblieben, und als die Wasser abgelaufen waren, erschien es allein unter den Trüm-

mern einer Welt, die vergangen war, wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der große Rat von Benedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin. Aber die unveränderte römische Kirche war wieder da."

Welch' großartige Schilderung aus der Feder eines Protestant! Ernst von La Saulz nennt diese Stelle das Großartigste unter allem, was Macaulay je geschrieben.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

17. Kapitel. Tschakas Trauer über den Tod seiner Mutter.

Kehren wir nun in unserer Geschichte wieder zu Tschaka zurück. Er wohnte jetzt bei Gibamaregu, dem großen Königskraal, wo er alle alten, zum Kriegsdienst untauglichen Leute hatte ermorden lassen.

Ich selbst hatte wieder Gnade bei ihm gefunden. Er ließ mir eine große, schöne Hütte bauen und gab mir Weiber und Vieh im Überschuss. In der Ashé meiner alten, niedergebrannten Wohnung ließ er die Gebeine seiner Mutter Unandi sammeln; und da man sie nicht alle wiederfinden konnte, nahm man von den Gebeinen meiner Weiber hinzu, bis sie vollständig waren. Tschaka hat dies übrigens nie erfahren.

Hierauf warf man eine große Grube auf und bestattete die Königsmutter in allen Ehren. Zwölf junge Mädchen wurden zugleich mit ihr lebendig begraben, denn die große Königin durste im Schattenreich nicht ohne Bedienung sein; und ein volles Jahr hindurch musste eine große Ehrenwache Tag und Nacht bei ihrem Grabe stehen. Endlich erging vom König ein Gebot an's ganze Land: „Das laufende Jahr ist ein Trauera Jahr wegen des Todes meiner Mutter, die durch Zaubercließlich ums Leben kam. In diesem Jahr darf keine Aussaat stattfinden, keine Kuh gemolken und kein Kind zur Welt gebracht werden. Sollte dennoch ein Weib gebären, so soll es samt dem Kinde und dem Manne getötet werden!“ — Ja, das war ein Trauera Jahr im Zululand, wie ich in meinem Leben noch keines gesehen!

Tschaka selbst ging in jenen Tagen schweren Herzens unher und weinte viel. Alle aber, die um ihn waren, mußten gleichfalls weinen, oft viele Stunden lang. Wehe aber jenem, der nicht weinen konnte! O, wir konnten damals alle weinen. Es war das eine eigene Kunst, die ich vielen lehrte, und die mir als Lohn manch' fettes Stück Vieh einbrachte.

Damals war es auch, daß Tschaka den Hauptmann mit den 50 Mann aussandte, um den verschollenen Umschloppogaas zu suchen, denn meine Erzählung, daß ihn ein Löwe geraubt habe, erschien ihm als eine Dichtung. Welches Ende die Truppe gefunden, ist uns bekannt. Tschaka aber meinte, als von allen 50 auch nicht einer wiederkam: „Das scheint aber ein sehr hungriger Löwe zu sein! Zuerst hat er Umschloppogaas, den Sohn des Mopo, geholt, und nun hat er obendrein alle meine 50 Soldaten aufgefressen!“ —

Für den nächsten Neumond hatte Tschaka einen großen, allgemeinen Trauertag für seine verstorbene Mutter angezeigt. Alle ohne Unterschied mußten da zum Königskraale kommen.

Ich saß bei dem Gefürsteten in seinem Kraal; da legte er seinen Arm um meinen Nacken und sing ganz entschuldig zu stöhnen und zu weinen an über

seine Mutter, die er doch mit eigener Hand ermordet hatte. Ich seufzte und heulte mit ihm, ohne jedoch eine Träne zu vergießen; denn es war Nacht, und ich mußte meine Tränen sparen für den kommenden Tag, wo ich im Angesicht des Königs und seiner Räte weinen mußte viele Stunden lang.

Die ganze Nacht hindurch strömte das Volk von allen Himmelsgegenden zu Tausenden dem Königskraale zu, und alle zusammen heulten und weinten und jammerten, daß man hätte glauben können, die ganze Welt habe sich in ein einziges Trauerhaus verwandelt. Keiner wagte es, wenn auch nur auf kurze Zeit, seine Klagen einzustellen oder einen Becher Wasser zu trinken, denn überall waren Spione des Königs aufgestellt, und der geringste Verdacht an der Echtheit der Trauer brachte den Tod.

Sobald es Tag wurde, erhob sich Tschaka und sprach: „Kommt, Mopo, wir wollen hinausgehen und nach den Trauernden sehen!“ — Wir gingen also hinaus, und hinter uns folgten starke, mit Keulen bewaffnete Männer, gewörtig seglichen Winks.

Soweit man nur sehen konnte, war alles schwart vom Volk; alle standen da dicht aufeinander gedrängt wie eine zahllose Herde von Schafen. Beim Anblick des Königs hörten sie mit der Totenklafe auf und stimmten den Schlachtgesang an, um ihn jedoch bald wieder mit der ersten zu vertauschen, denn der König ging durch das Volk und weinte laut.

Wie nun aber die Sonne am Himmel höher zog und die Hitze wuchs, begann die allgemeine Not. Die armen, hart aufeinander gepferchten Leute, die stundenweit hergekommen waren, und die ganze Nacht hindurch geschrien und geweint hatten, verächtlichten heimlich vor Durst und hatten, was das Vergste war, keine Tränen mehr! Wohl nahmen viele im Geheimen Tabak oder rieben sich die Augen mit Speichel ein, doch zuweilen half alles nichts.

Tschaka aber sprach zu mir: „Zeigt, Mopo, können wir sehen, wer in Wahrheit mit unstranert und emzartführendes Herz hat, und wer nur ein heuchlerischer Bösenwicht ist.“

Wie er so sprach, kam er gerade an einem berühmten Häuptling vorbei; er hieß Zwaumbana, war Chef der Amabou, und hatte viele seiner Frauen und Untertaner bei sich. Doch der Viermiste, leichend vor Hitze und Durst, konnte nicht mehr weinen! Der König sah es und sprach zu mir:

„Sieh' mal diesen Menschen da an, Mopo! Meine Mutter ist gestorben, und dieses Vieh hat dafür keine einzige Träne! Ja, sagt mir, Leute, habt ihr jemals solch' ein Monstrum gesehen? Der König weint, und dieses Kalb schaut herzlos zu! Ist so ein Mensch noch wert, daß ihn länger die Sonne bescheine? Hinweg mit ihm! Weg mit der ganzen Brut, die keine Träne dafür hat, daß meine arme, gute Mutter sterben mußte durch Hexerei und Zauberkraft!“

Sogleich fielen des Königs Keulenträger über ihn her und erschlugen ihn samt all' den Seinen. — Tschaka aber ging weinend weiter; ich folgte ihm unter Tränen. Da sah er plötzlich einen andern, der soeben heimlich geschnupft hatte. Doch des Königs Augen waren scharf. „Mopo“, sagte er, „sieh' mal diesen elenden Bösenwicht an! Meine Mutter starb durch Zauberkraft, und dieser Hexenmeister da schnupft, um seinen trockenen Augen ein paar erlogene Tränen zu expressen! O, schafft mir den Menschen aus den Augen; ich kann solch' herzlose Brut nicht sehen!“ — —

Dies alles war aber bloß der Anfang des schrecklichen Gemechels an jenem Tage. Denn je mehr Tschaka sah, desto wilder, rasender und blutgieriger wurde er. Doch paarte sich bei ihm die Grausamkeit stets mit List und wohlüberlegter Schläue; denn er hatte es in diesen Tagen namentlich auf jene abgesehen, die ihm ob ihrer Macht und ihres Ansehens beim Volke gefährlich werden könnten, und von deren unbedingten Treue er nicht völlig überzeugt war. All diese suchte er bei seiner Wanderung durch die Wälder förmlich auf, wies dann mit dem Assagai auf sie und sprach: „Schafft mir sie aus den Augen, die herzlosen Leute, die keine Tränen haben für meine arme, durch Zauberei gestorbene Mutter!“

Endlich ging die Sonne hinter den Bergen unter, und Tschaka kehrte weinend in seinen Kraal zurück. — kaum war er weg, da stürzte das lechzende Volk in wilder Gier dem nächsten Bach zu, seinen Durst zu stillen. Wie viele Kinder und Frauen dabei stürzten und vor dem ungestüm nachdrängenden Volk zertreten und zerstampft wurden, weiß ich nicht. Niemand fragte danach; denn in Tschakas blutigen Tagen galt ein Menschenleben so wenig, als eine Heuschrecke oder ein Insekt im Graben.

Gegen Mittag des kommenden Tages lud mich Tschaka ein, mit ihm ins Freie zu gehen. Mehrere seiner Räte begleiteten uns. Er sprach kein Wort und schaute sich traurig auf meine rechte Schulter.

„Mopo“, fragte er plötzlich, „wie steht es denn mit deinen Landsleuten, dem Langeni-Stamm? Trauern sie wohl auch? Ich habe gestern keinen von ihnen gesehen?“

Ich gab natürlich eine ausweichende Antwort und sprach von dem weiten Weg, den sie von ihrer Heimat bis höher hätten. Ich wußte aber nicht, daß er auch den Langeni-Stamm zum gestrigen Trauertag geladen hatte.

„Hunde sollten schnell rennen, wenn der Herr sie ruft“, entgegnete Tschaka, und dabei sah ich jenes seltsame Aufleuchten seiner Augen, das ich noch bei keinem Menschen, sondern nur bei ihm beobachtet habe. Nun befahl mich eine große, peinliche Angst. Ich liebte zwar meine Landsleute nicht, da sie mich grausam aus der Heimat vertrieben hatten, doch ich ahnte, Tschaka habe etwas Schreckliches, ganz Ungeheueres mit ihnen vor. Inzwischen waren wir an der Donga des Titiyana angekommen; es ist dies ein mächtiger Wasserfall, ringsum von steilen, zum Teil überhängenden Felsenwänden umgeben. Hier setzte sich der König nieder und blickte schweigend in die Ferne.

Da sah man plötzlich eine große Menge Volkes, Männer, Weiber und Kinder, in der Ferne auftauchen. In langer, langer Linie marschierten sie dem Königs-Kraale zu.

„Nach der Farbe der Schilder zu urteilen, ist es der Langeni-Stamm, sind's deine Landsleute, Mopo“, sprach der König.

„Ja, es ist mein Stamm“, erwiderte ich klopfernden Herzens.

Tschaka sandte ihnen sofort Boten entgegen mit dem Befehl, zu ihm nach der Donga des Titiyana zu kommen. Langsam, denn die Frauen und Kinder waren von dem weiten Marsche offenbar sehr müde, bewegte sich der Zug gegen die Höhe zu.

„Wieviel sind es wohl, Mopo?“

„Ich kann es nicht genau sagen, mein Herr und König, denn es sind schon sehr viele Jahre her, daß

ich mein Volk verließ, doch ich schaue die Krieger auf volle drei Regimenter.“

„Nun, Mopo, was meinst du, könnte sie wohl alle miteinander dieser Wasserkessel da unten fressen? Ich wette fünfzig Stück Vieh, sie gehen alle hinein.“

Da ward mir mit einem Schlag der ganze teuflische Plan kund, den Tschaka, der Urmensch, mit meinen Landsleuten vorhatte! Doch, was konnte ich tun? Ich, der Wehrlose, mußte noch gute Miene zum bösen Spiel machen. —

Inzwischen kamen die Leute näher und näher. An ihrer Spitze ging müden Schrittes ein Greis mit weißem Bart und Haupthaar; es war Makadema, mein Vater. Als sie in Hörweite gekommen waren, gab mein Vater seinem Volke das Zeichen zum königlichen Gruß, und alle riefen zusammen wie aus einem Mund: „Bayet Inkosi!“ Zu gleicher Zeit fielen alle auf ihre Hände und Knien nieder und priesen laut den König.

Tschaka hiess meinen Vater freundlich aufzustehen mit den Worten: „Steh' auf, Makadema, Fürst des Langeni-Stammes, steh' auf und erzähle mir, warum du zur gestrigen Totenklage zu spät gekommen.“

„Ach, König, die Zeit war so kurz, und der Weg so weit. Dazu begannen die Füße der Frauen und Kinder zu ermatten und wurden wund.“

„Schon gut, schon gut; die Armen sind gewiß recht müde, doch sie sollen bald Ruhe haben! — Sind übrigens alle da, Makadema?“

„Alle, alle, großer Elephant. Unsere Kraale stehen leer, die Herden irren ohne Hirten und ohne Pflege auf den Trüsten herum, und die Vögel picken die Körner aus auf den unbewachten Getreidefeldern.“

„O die guten, lieben Leute! Doch sag' mir, Makadema, willst du jetzt nicht ein Stündchen mit mir trauern über den Tod meiner armen Mutter, die so elendiglich umkommen mußte durch Hexerei und Zauberkraft? Gewiß willst du das, d'rüm, bitte, stell' dein Volk rechts und links von mir rings um diesen Abgrund auf, du selbst aber steige, soweit du kannst, in die Tiefe hinab und beginne dafelbst die Totenklage.“

Makadema, mein Vater, tat, wie ihm geheißen. Weder er, noch irgend einer seines Volkes ahnte, was Tschaka damit wollte; ich aber kannte seinen verruchten, boshaften Plan. Ach, ich sah von meinem armen Vater nur noch aus dunkler Tiefe seine schneeweissen Haare schimmern und hörte dann, wie der Greis mit hohler, halbgebrochener Stimme die Totenklage begann:

„Trauert, ihr Kinder des Makadema!“

Und all die Tausenden rings um den schrecklichen Abgrund riefen ihm mit Donnerstimme nach: „Trauert, ihr Kinder des Makadema!“

„Traure, Langeni-Stamm, trauere mit dem ganzen Sulu-Land!“

„Heulet, ihr Krieger, weinet, ihr Weiber, zerrenst das Haupthaar und schlägt an eure Brüste, ihr Jungfrauen, und stimmet auch ihr, meine lieben Kinder, mit zarter, heller Stimme ein in die große, gemeinsame Totenklage!“

„Die Mutter des Sulu-Landes ist tot, einsam trauert in Tränen der König!“

Nacht und Todesschatten lagern über der Erde, verlassen geht der Sulu-Löwe einher. Was mag ihn trösten? Trösten möge ihn die gemeinsame Totenklage all seiner Kinder. O weh! — weh! — weh!“

So sang mein alter Vater in der Tiefe der Schlucht, so antwortete in tausendsachem Echo sein ganzes Volk

ring um den schrecklichen Abgrund. Zuletzt fing es in dicken Tropfen zu regnen an. Es war, als weine selbst der Himmel mit allen Erdenkindern, und in das Rollen des Donners mischten sich die Klageklänge der Männer, Frauen und Kinder des ganzen, großen Langeni-Stammes.

Tschaka aber saß ruhig da, das Gesicht in beide Hände gestützt, und weinte. Er weinte überhaupt leicht, so oft er Gejang oder Musik hörte. —

Doch halt! Was ist denn das? Siehe, da tauchen plötzlich von allen Seiten ganze Regimenter von Kriegern auf! Bunte Federn wallen auf ihren Häuptern und in ihren Händen ist ein Wald von Speeren. In wenigen Augenblicken haben sie den ganzen Langeni-Stamm rings umschlossen! —

Da ging den Armen eine furchtbare Ahnung auf. Entsetzt schrie das ganze Volk, zumal die Kinder und Frauen, um Erbarmen!

Tschaka aber flüsterte mir leise ins Ohr: „Hörst du es, Mopo? Siehe, jetzt kommt ihre Totenklage aus dem Herzen; vorhin war das ganze bloße Schem, eine leere Komödie. Jetzt wird's Ernst!“

Ja, es wurde Ernst, grausamer Ernst. Unaufhaltsam drangen die Soldaten mit ihren Speeren vorwärts — und die wehrlosen Männer, Frauen und Kinder stürzten wie ein Wasserfall weinend und schreiend in die entsetzliche Tiefe hinab. —

O mein Vater, verzeihe, wenn ich ein wenig in meiner Erzählung innehalte. Es tauchen alte Erinnerungen in meiner Seele auf und neuerdings muß ich bitterlich weinen über den Tod meines greisen Vaters

und all meiner Landsleute an der schrecklichen Donga des Tatihana. — —

So also endete der Langeni-Stamm, und so nahm Tschaka Rache für die Schale Milch, die man ihm vor vielen Jahren, da er noch ein Kind war, verweigert hatte.

„Du hast deine Wette verloren, Mopo“, sagte der König zu mir. „Sieh, die Donga ist nicht ganz voll; es fände da noch jemand Platz, um in Stille auszuruhen von den Beschwerden dieses Lebens. Ist denn wirklich niemand mehr übrig vom Langeni-Stamm, gar niemand mehr?“

„Ja, mein Herr und König, einer ist noch übrig; ich selber bin es und ich bin recht gerne bereit, jenes Plätzchen da unten auszufüllen.“

„Nicht doch, Mopo, nicht so; du bist mein treuer Hund, und ich habe geschworen, dich nicht zu töten. Aber wie steht es denn mit deiner Schwester, Mopo, mit Baleka?“

„Ach, sieh, da kommt sie schon!“

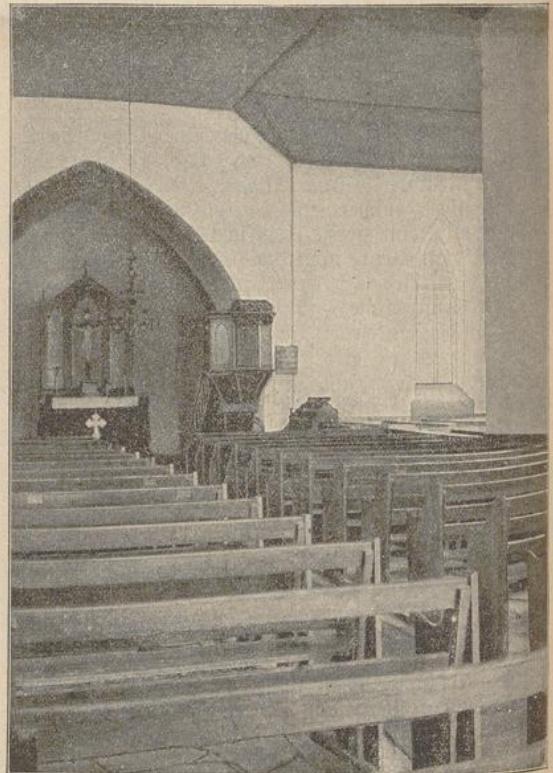
Ich schaute auf und sah Baleka, von zwei Soldaten geführt, daherkommen. Hocherhobenen Hauptes, stolz wie eine Königin, kam sie daher; um ihre Schultern trug sie eine Decke aus den Fellen tigerähnlicher Wildkatzen.

„Wie lautet des Königs Befehl?“ fragte sie jüngst los. „Du kommst zu guter Stunde, meine Schwester“, erwiderte der König. „Sieh, ich habe mit Mopo eine Wette eingegangen, daß diese Donga da unten den ganzen Langeni-Stamm fassen würde. Mopo wollte das nicht glauben. Seine Landsleute aber stürzten



Altes Burenpaar aus Reddersburg (Orange-Freistaat).
Recht charakteristisches Bild, das nur insofern von der Regel abweicht, als die Buren im höheren Alter meist sehr korpulent sind.

Aus „Südafrika“ von Prof. Dr. Siegfried Passarge.



Das Innere der ältesten Kirche des Oranje-Freistaates in Bethanien.

Aus „Südafrika“ von Prof. Dr. Siegfried Passarge.

ich, sobald sie von der Wette hörten, mit Freuden hinab. Wie nun dein Bruder jah, daß noch ein Platz übrig sei, erinnerte er mich an dich, seine und meine Schwester. Was sagst du dazu, Valeka? Lebendig darfst du nochmals mit Mopo reden und war ganz im Stillen, — so still wie ihr zwei damals mit einander gesprochen habt, als du — einem Kind das Leben gabst!" —

Da richtete sich Valeka hoch auf und rief dem König die Worte zu: „Verflucht sollst du fortan sein, Scheusal des Menschengelechtes! Kein Auge sollst du mehr schließen können bei Tag und Nacht und schreckliche Traumgesichte sollen dich ängstigen von allen Seiten!" —

Ich sah, wie Tschaka bei diesen Worten ängstlich zusammenfuhr. Dann bedeckte er das Angesicht mit beiden Händen, als wolle er die Schreckbilder abwenden, die schon auf ihn einzustürmen begannen.

Mich aber nahm Valeka bei der Hand, führte mich abseits und sprach: „Mopo, vielgeliebter Bruder, nur wenige Augenblicke habe ich noch zu leben. Sieh, es ist alles eingetroffen, wie ich es vorhergesagt. Nun habe ich nur noch eine Bitte: Mopo, schwöre mir, daß du Rache nehmen willst an Tschaka! Willst du deinen greien Vater, deine vielen Stammesgenossen und auch mich, deine Schwester, an diesem Ungeheuer rächen?"

„Ja, das will ich, Schwester; ich schwöre es dir!"

„Noch mehr; Mopo, willst du, nachdem du Rache genommen, von hier fortgehen, um meinen vielgeliebten Sohn Umschloppo aas aufzusuchen und ihm die letzten Grüße seiner Mutter überbringen?"

„Auch das will ich tun, Schwester."

„Und nun, Mopo, lebe wohl! Wir haben einander immer geliebt, wie nur Bruder und Schwester sich lieben können. Ich gehe jetzt fort in ein fremdes Land; möge Unkulunkulu geben, daß wir dort drüben uns wiedersehen! — Es rufen mich die Geister meines Volkes, — ich muß zu ihnen, — hinieden ist alles aus!" —

Das Weitere zu erzählen, wollest du mir, mein Vater, gütigst erlassen. (Fortsetzung folgt).

Naturwunder oder alles Erschaffene lobet den Herrn.

Für die gesamte Tierwelt zeigen sich zwei kennzeichnende Erscheinungen, welche uns einen tiefen Blick in das geheimnisvolle Walten der „Natur“ gewähren — die Schutz- und Zweckmäßigkeitssättigungen (Mimicry) und die rückgebildeten (rudimentären) Organe. Erstere sind durch Anpassung des um sein Dasein kämpfenden Organismus, der im Laufe der Generationen stetige Zweckmäßigkeit erringt, entstanden, letztere lassen sich nur durch das Walten der Vererbung befriedigend erklären. Je nach dem Aufenthaltsorte stimmen die Färbungen der Tierkörper mit der Umgebung überein, einsönig in der Wüste, schneig weiß in den Polarregionen und prächtig schillernd im kurzen Sommer über den Wendekreisen sowie im stets günstigen Tropenklima unserer Erde. Nach übereinstimmenden Berichten der Reisenden ist beispielsweise der uns so auffällig gefärbte Tiger mit den bunten Querstreifen in den Schilfdrüsen der indischen Dschungel, deren Boden mit rotbraunen Stengeln verschiedner Pflanzen in Kreuz und Quer bedeckt ist, kaum von seinem Lager zu unterscheiden, wie anderseits Gi-

dechsen und Schlangen sich so unkenntlich an Baumäste und Gestein schmiegen, daß sie nicht selten der Fuß des Wanderers streifen könnte. Neben der einfachen Schutzfärbung, die ja noch die Form des Tierkörpers unbeeinflußt läßt, geht die Anpassung der Gestalt bei Käfern, Schmetterlingen, Heuschrecken, Fischen und Krustentieren; manigfach sind da Formveränderungen durch Verzerrungen und willkürliche Verbildungen des Körpers, der dünnen Nesten, Blättern, Pilzen, Steinen u. a. gleicht, so daß die Tiere auf ihren Nährboden selbst dem suchenden Forscher lange unsichtbar bleiben. Noch eine Zweckmäßigkeit erscheinung muß hierbei Erwähnung finden, nämlich die Annahme einer Maske, indem ein an sich harm-



Abb. 1. Pfauenauge. Ein Schmetterling vom Leopard.

loses Tier — ein Schmetterling oder ähnliches — sich den Anschein eines von seinem Feinde oder Nachsteller gefürchteten oder zumindest gemiedenen Wesens gibt und derart im Falle einer Verfolgung dem Verderben entgeht. Diese Nachahmung des von seinen Feinden Gemiedenen ist für den Nachahmer vorteilhaft im Daseinskampfe; deswegen hat sich die Fähigkeit ausgebildet und einen erstaunlichen Grad von Vollkommenheit erlangt durch fortschreitende Anpassung von Generation zu Generation.

Vornehmlich finden wir beide Formen von Schutzfärbung — Nachahmungs- und Abschreckungsmimicry bei den Simbildern von Lebenslust und Genussfreudigkeit, den bunten Schmetterlingen aller Breiten. Man kann den Schmetterling, auch wenn er nicht zu den buntest gesärbten Faltern dieser gefälligen Insektenklasse gehört, infolge seiner empfindlichen Farben, der auffälligen und zarten Unterscheidung in Zeichnung, Flügelschnitt und -stellung, sowie in der Anpassungsfähigkeit wohl als das feinste Reagens annehmen, welches zur Erforschung der in dem Walten der Natur

wirkenden Wechselbeziehungen geradezu herausfordert. Manch eifriger Schmetterlingsjäger mag schon zu oft zu seinem Ärger erfahren haben, wie täuschen die verfolgten Falter ihre Umgebung, einen Ast, ein dürres Blatt, einen moosigen Stein u. dgl. nachzuhahmen vermögen, um dann um so sicherer ihren Verfolgern zu entwischen.

Die Auszählung jener Arten, die speziell nur bestimmte Gegenstände der Umgebung nachzuhahmen vermögen, würde an sich allein Seiten füllen, so umfangreich ist ihr Gebiet.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den artenreichen Käfern mit ihrem verwirrenden Reichtum der unglaublichesten Formen; auch sie liefern uns außerordentlich viele Beispiele von Mimicry — die Prachtläser in ihren grünen und schwarzen Beschleichungsfarben, die Rüsselkäfer und Pillendreher durch ihre gelungene Nachahmung von Erdstückchen und Kotpissen,

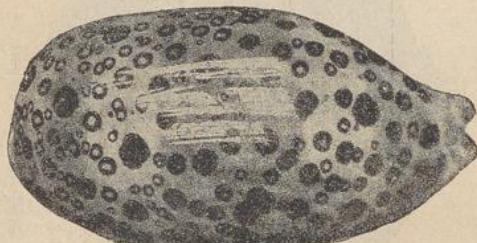


Abb. 4. Pfauenauge bei einer Meeresmuschel.

die Schild- und Blattkäfer sogar durch Vortäuschung von funkelnden Tautropfschen.

Nun ist ein Übergang von den Schutzfärbcungen im engeren und weiteren Sinne zu den Zweckmäßigkeits- und Rücksichtsfärbcungen der Tiere in erster Reihe angezeigt. Man fragt sich mit Recht, zu welchem Zwecke, in welcher Absicht die Natur den Tieren verschiedene Färbcungen und oft auf den am allerweitesten getrennten Gebieten wiederkehrende Zeichnungen zugeignet hat. Bei den überwiegenden Klassen der Tiere vom Säugetier höchster Organisation ausgehend bis zum Weichtiere erscheint fast immer das stärkere Männchen — vornehmlich in der Liebeszeit, welche nicht selten das ganze Leben des Eintagsdaseins ausfüllt — prächtig gefärbt, ausgezeichnet mit einigen hervorragenden Stellen verschwenderischer Farbenfülle, wogegen das Weibchen einsförmig ist und nicht viel des Bewerkenswerten bietet. Die Natur bezwekt damit wohl ohne Zweifel die Förderung in der Annäherung und weiteren Aufgabe der Geschlechter zur Erhaltung und Verbesserung der Art; wir sehen im Tierreich immer das schönste und kräftigste Männchen als Sieger und Herrscher und die natürliche Zuchtwahl ist die Grundlage für den Naturzweck.

Im Laufe der Jahrtausende haben sich ohne Zweifel innerhalb einer Art gewisse Vorzüge der Gestalt, der Färbung und anderer hervorstechender Eigenschaften immer weiter im günstigsten Sinne ausgebildet, bis jene Formen entstanden sind, welche wir heute als die vollendetsten einer bestimmten Art bewundern und schätzen. Ein klassisches Beispiel aus der Entwicklungsgeschichte ist der Pfau, dessen Schwanzfedern den charakteristischen, bunt und prächtig schillernden Augenspeck tragen, der als „Pfauenauge“ ähnlich sich in den weiteren Kreisen des Tierreiches wiederfindet, gleichsam als hätte die Natur, wie man sich dies — natürlich

in nicht wissenschaftlicher Weise — vorstellt, gleichsam als bewußt schöpferisches Werk ein ihr Gefallen erregendes Werk durch Wiederholung verherrlichen wollen, wie eben der Pfau vielleicht als prächtigster Vogel ein Meisterwerk vor allen übrigen sein sollte. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich wahrscheinlich in der aufsteigenden Reihe der Ausbildung der Individuen von Generation zu Generation aus einem unscheinbaren Fleck ein irisierender Kreis, um den sich neue Ringe von steigender Pracht der Färbungen fügten, bis endlich nach und nach so viel Generationen der Pfau so entstanden war, wie wir ihn heute zu sehen als alte Tatsache hinnehmen. Die Phasen der Bildung sind so deutlich unterschieden, daß man die einzelnen

Farbringe eines „Pfauenauges“ in der Feder mit Hilfe der Photographie als Serienbildchen darstellen kann, aus welchen sich mit dem Kinematograph wieder künstlich das volle Pfauenauge auf einen Schirm zaubern läßt.

Mit dem wissenschaftlichen Namen „Ocellus“ bezeichnet, hat man die Erscheinung des Pfauenauges durch alle Gegenden des großen Tierreiches verfolgt und dafür Gründe gesucht, warum gerade diese Zeichnung so oft anzutreffen ist. Der Leopard trägt ringartige Flecken wie der Jaguar und der Ocelot, gewisse Fische, wie in erster Reihe der amerikanische Sonnenfisch, tragen dies Merkmal in auffälligster Weise in Größe und Farbenfülle und die Nachtfalter, wie Nachtpfauenauge u. a., haben gar davon ihren Namen



Abb. 2. Pfauenaugähnliche Zeichnung bei einer Schmetterlingspuppe.

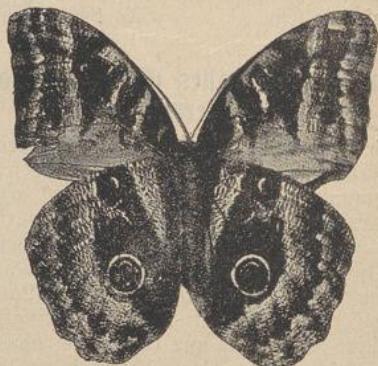


Abb. 3. Pfauenauge bei einem Schmetterling.

erhalten. Manche Puppen von einheimischen und tropischen Faltern zeigen uns gleicherweise die Zeichnung des Pfauenauges. Vielleicht hängt die Ausbildung der Zeichnung auf manchen Tierkörpern mit uns unbekannten Lebensvorgängen im Organismus der bestimmten Wesen zusammen, da wir füglich keine Personifikation der „Natur“ annehmen dürfen, sondern jeder Wirkung auch die entsprechende Ursache zugrunde legen müssen. Solcherart nimmt die zeitgenössische Wissenschaft an, daß die Ring- und Augenzeichnung zu den Schutzfärbcungen zu rechnen ist. Vornehmlich

bei den Vögeln mag die Annahme gelten, daß die erwähnte Zeichnung zur Zierde in erster Reihe dient, da hier die Flecken und Punkte ebenso wie die Bögen und vollen Ringe zur Paarungszeit in vollster Pracht glänzen, um das Gefallen der meist älter veranlagten Weibchen zu erregen. Dass hierbei der in vielen Farben prangende Augenfleck das geeignete Mittel ist, steht außer aller Frage, zumal ja der girrende Pfauenhahn seine charakteristischen Vorzüge am deutlichsten entfaltet, wie wir dies ähnlich nur noch bei dem Argusvogel antreffen. Bemerkenswerterweise leben die Hähne dieser Falanzenart als Klausner einzeln in höhlenartigen Unterschlüpfen und kommen nur zur Liebeszeit auf die anrainenden Wiesen, wo sie einen eigenartigen Tanz zur Anlockung der Hennen aufführen und dabei die prächtigen Augenflecken ihres Gefieders zum Anhören ihrer Hennen entfalten, daß es nur so von Farben glänzt.

Schon die Tatsache, daß hier ebenso wie bei manchen Fischen nur die männlichen Tiere mit der mehr oder minder prächtigen Zeichnung ausgestattet sind, berechtigt zur Annahme, daß es sich in diesen Fällen um die Zweckmäßigkeit allein handelt. Anders hingegen liegt die Sache bei den Insekten, und da besonders bei den Schmetterlingen; hier ist die Schutz- und Abschreckungsmimicry bei dem Falter sowohl wie schon bei der Puppe, um den Angreifer durch eine abschreckende Erscheinung in die Flucht zu jagen. Die mit einer Augenzeichnung ausgestatteten Puppen oder Raupen ahnen eine Schlange nach, wenn sie ruhen oder Nahrung nehmen, nur um dies ungestört von mordlustigen Feinden tun zu können. Bei vielen Insekten sehen wir die Schutzfärbung nur während eines besonderen Entwicklungsstadiums ausgebildet und vorher und nachher bedeutend abgeschwächt, beziehungsweise ist die Zeit, zu der der Falter die Puppenhülle verläßt, eine kritische, da dann viele Vögel und Käfer auf den Augenblick, da der fertige Falter nach vielleicht monatelanger Haft noch weich und schwach sich der starren Chitinhusse entringt, lauern, um sich den fetten Bissen zu sichern. Tritt da bei dem jungen Lebewesen

eine Phase von Mimicry ein, so rettet dies ohne Zweifel das junge Tier vor einem jähen Tode, bevor es noch seinen Lebenszweck erfüllt hat.

Nicht selten ist die Ringfärbung bei allen Muscheln zu finden, die zur Erhaltung ihrer Art dieses Schutzes bedürfen; dann gleichen sie ihrer Umgebung, während sie dem Laien als schön gezeichnete Muscheln nur als

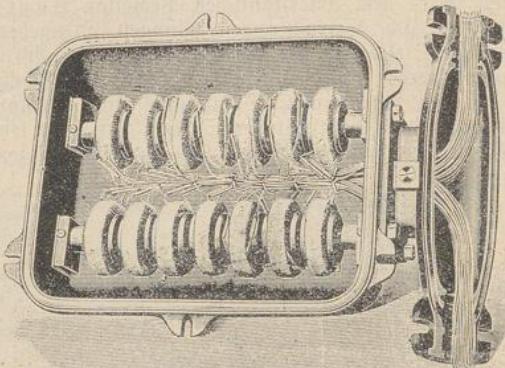


Abb. 1. Kästen mit Pupinspulen.

Laine der Natur vorkommen, mit der nicht tiegere Bestimmung im Lebenszwecke verbunden sein kann. Allerdings soll nicht verkannt werden, daß sich auch im irdischen Leben Zweckmäßigkeit und Schönheit vereinigen können, um den Geschöpfen nützlich im Kampfe ums Dasein zu werden, da wir auf den meisten Gebieten neben dem Reichtum der Formen der verschiedenen Geschöpfe keineswegs jene Aenherlichkeiten vermissen, die wir mit dem Ausdrucke „schön“ bezeichnen.

Das Fernsprechkabel durch den Bodensee.

(Das erste mit Pupinspulen ausgerüstete Seekabel.)

Das Problem, auf große Entfernungen oder gar über das Weltmeer oder einen völker trennenden See



Abb. 2. Oberleitung mit Pupinspulen ausgerüstet.

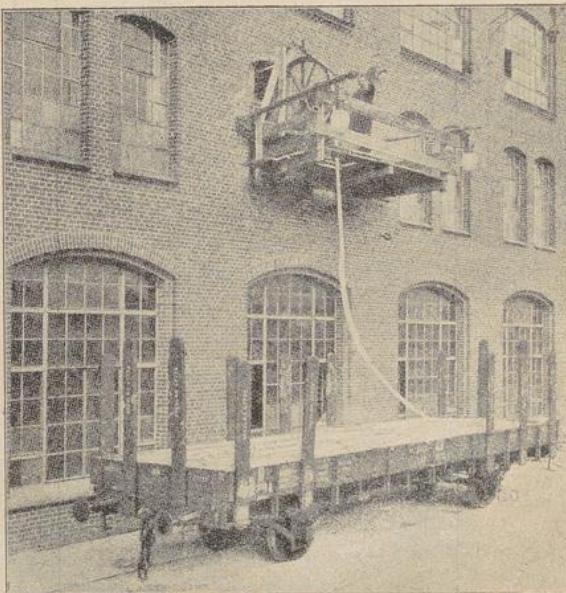


Abb. 3. Einlegen des Kabels in die Eisenbahnwagen.

sich zu unterhalten, grenzt ans Märchenhafte. Der erste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe ist nicht nur theoretisch getan, sondern auch in der Wirklichkeit ausgeführt worden. Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß man die sogenannte Selbstinduktion der Leitung erhöhen muß, um die Lautwirkung auf einem langen Fernsprechkabel zu verstärken, aber erst vor einigen Jahren ist es dem amerikanischen Professor Pupin durch theoretische Betrachtungen gelungen, anzugeben, an welcher Stelle das Fernsprechkabel in dieser Weise verändert werden muß. Die Theorie gibt eine Gleichung für den sogenannten Dämpfungsfaktor. Naturgemäß wird die Intensität der Sprache auf einer sehr langen Leitung mehr geschwächt als auf einer kurzen.

die Sprechfähigkeit einer Leitung bedeutend erhöhen, wenn man ein Mittel hätte, sie über die ganze Leitung für die Selbstinduktion zu vermehren.

Pupin zeigte, daß eine solche stetig verteilte Selbstinduktion nicht notwendig sei, sondern daß man denselben Effekt erziele, wenn man an einzelnen Stellen, welche richtig gewählt sein müssen, spiralförmig aufgewickelte Drähte in die Leitung einschaltete. Eine Einwaltung solcher Spulen an anderen Stellen, als Pupins Theorie lehrt, ist für die Sprechfähigkeit schädlich und vermindert dieselbe.

In richtiger Erkenntnis, daß diese Entdeckung Pupins für die Praxis von hohem Wert sein werde, bemächtigte sich die Firma Siemens & Halske

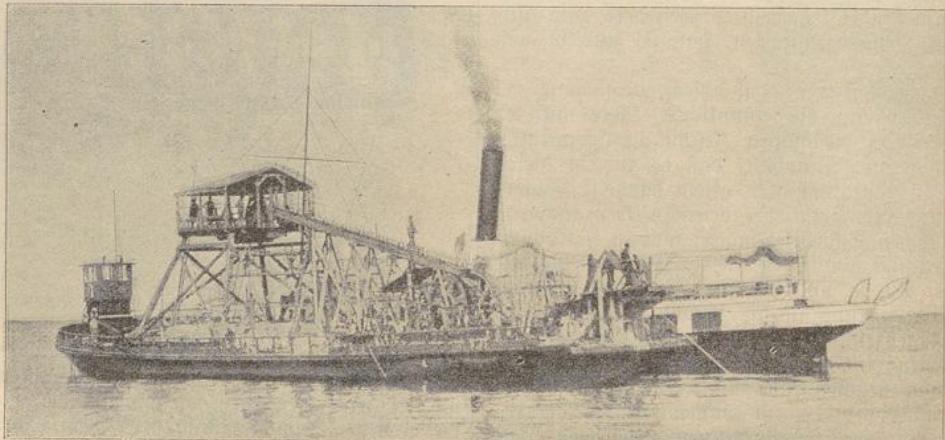


Abb. 4. Verlegung des Kabels auf dem Bodensee.

Dass diese Abschwächung mit dem Widerstand der Leitung wächst, ist klar, ebenso wird die Kapazität derselben, d. h. das Vermögen, Elektrizität zu absorbieren, eine Verminderung der Sprechleistung herbeiführen. Aber noch eine dritte Größe spielt in dem mathematischen Ausdruck für die Dämpfungskonstante eine Rolle, und da sie im Nenner auftaucht, so wird ihre Vergrößerung den Ausdruck selbst verkleinern. Diese Größe ist die Selbstinduktion. Wie ein vom Strom durchflossener Draht auf einen benachbarten einwirkt und in ihm durch Induktion einen Strom erzeugt, so wirkt auch jedes Leiterstück auf jedes benachbarte Stück desselben Leiters ein, wenn dasselbe in seiner Nähe vorbeigeführt wird. Letzteres erreicht man am besten, wenn man dem Draht die Gestalt einer Spirale gibt, daher nennt man solche Drahtspulen Selbstinduktionsspulen und man würde

derselben und ging tatkräftig ans Werk. Zunächst baute sie eiserne Kästen, in denen die sogenannten Pupinspulen, welche zur Erhöhung der Selbstinduktion dienen sollten, untergebracht waren. Diese Kästen ließen sich nur bei unterirdischen Kabeln verwenden (Abb. 1); auch Oberleitungen (Abb. 2) wurden später mit Pupinspulen ausgerüstet, aber Seekabel in dieser Weise zu vervollkommen, daß auf ihnen das geiprochene Wort weit hin vermittelt werden kann, war bis jetzt noch nicht gelungen. Die Umhüllung, die das Kabel einerseits elektrisch isoliert, andererseits dasselbe vor mechanischen Verwüstungen, welche ihm auf dem Meeresgrunde drohen, schützt, mußte die angebauten Spulen mit umgeben, ohne das Kabel an einzelnen Stellen wesentlich zu verdicken. Abbildung 3 zeigt die Einlegung des Kabels in die Eisenbahnwaggons, deren sieben nötig

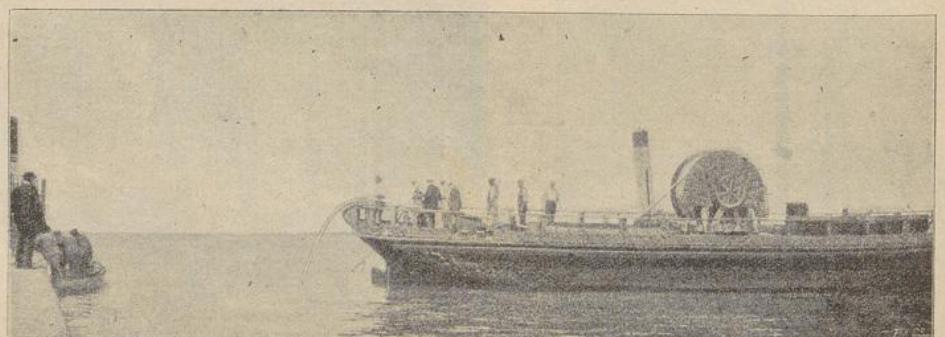
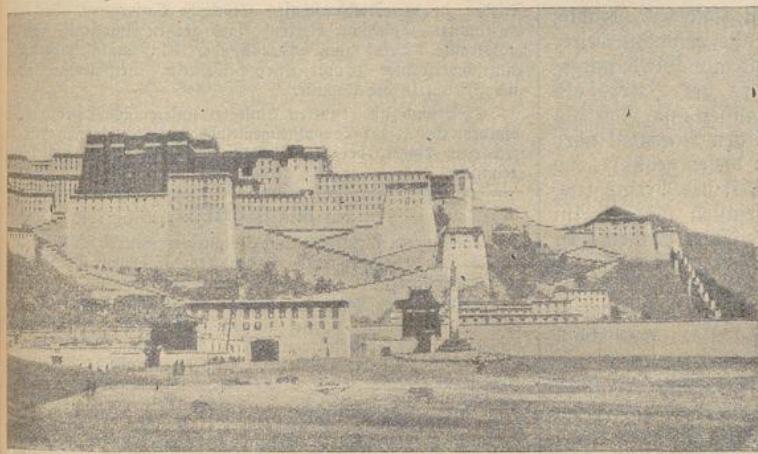


Abb. 5. Ankunft des Kabeldampfers in Romanshorn.

waren; das Stück, welches eben in den Waggons gebracht werden soll, enthält die Verstärkungsspulen und zeigt die geringe Vergrößerung des Durchmessers des Kabels.

Die Länge des Kabels beträgt 12 Kilometer, welches einem bedeutenden Wasserdruck, der an den tiefsten Stellen 25 Atmospären beträgt, stand halten muss. Das Kabel wurde deshalb mit einer Stahldrahtspule umgeben; dieser Schutz gegen den Wasserdruck ist natürgemäß an den beiden Stellen in Friedrichshafen und Romanshorn, wo das Kabel in die Fernsprechämter einmündet, nicht nötig. An den Ufern muß das Kabel ganz besonders mit dicken Eisenrähten geschützt sein, weil es dort durch schleppende Unker und die Brandung viel mehr der Zerstörung ausgesetzt ist. Abb. 4 zeigt die Verlegung des Kabels auf dem See, Abb. 5 die Ankunft des Kabeldampfers auf der schweizerischen Seite bei Romanshorn.



Das Kloster Potala bei Chassa.

Bei den zu überwindenden Schwierigkeiten kann als hervorragende Leistung bezeichnet werden, daß nur der erste Versuch im Herbst 1905 mißlang. Im Sommer des Jahres 1906 machte die Firma Siemens & Halske einen zweiten Versuch. Nach zirka zwei Stunden war das Kabel verlegt und die jogleich angestellten Sprechversuche ergaben ein vorzügliches Resultat.

Chassa, das Mekka der Buddhisten.

Offiziell gilt der Priesterkönig Dalai Lama, der „Priester-Ozean“, als Regent von Tibet. Seine Macht ist seit dem 14. Jahrhundert außerordentlich gestiegen, denn damals entstand das neue Dogma, daß Buddha selbst in dem Oberhaupt der Buddhistenpriester zur Erde niedersteige. Um diese Zeit empfing das geistliche Oberhaupt den Titel „Pauchen Rinpoche“, d. h. kostbares Priesterjuwel, und verdunkelte sehr bald den Glanz des weltlichen Königs. Mit Hilfe der Mongolen besiegte der fünfte Pauchen den König von Tibet 1640 und wurde Kirchenfürst und Herrscher von Osttibet.

Die Residenzstadt des Dalai Lama, Chassa oder Thaja (d. h. Land der Götter), ist zugleich die größte Stadt Tibets. Sie besteht seit dem 7. Jahrhundert und liegt in der Provinz Dzhus („Mitte“) oder Wei, auf einer großen ziemlich flachen Terrasse des Bergsabhangs, zirka 3600 Meter hoch am Ki-tschu

oder Mu-ti-khang-po-lung, einem linken Nebenfluß des Sangpo (Brahmaputra). Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Kloster Labhrang, das als Zentrum des ganzen Landes gilt. Chassa hat etwa 31 000 Einwohner, darunter 18 000 Mönche, zeitweise steigt aber die Bevölkerung auf 50 000 bis 80 000 Seelen. Denn die Stadt ist seit dem Aufkommen der Lehre von der Inkarnation Buddhas im Dalai Lama ein großartiger Wallfahrtsort für die buddhistische Welt geworden; wie die gläubigen Mohammedaner nach Mekka und Medina, so pilgern die Buddhisten aus Siam, China, Ceylon nach Chassa.

Das eigentliche Heiligtum bildet die berühmte, 1643 erbaute Residenz des Dalai Lama, welche 1 Kilometer westlich von der Stadt auf einem dreigipfligen Kegelberge sich erhebt. Sie wird altindisch Potala oder Bodala, tibetisch Grundzin, Dunzin oder Ri-wodundzin genannt. Es ist eine riesige Anhäufung von Tempeln, Klöstern und Palästen, welche sich um die vergoldeten, innersten Buddhatempel, die Wohnung des Dalai Lama, gruppieren und die Bergkuppe krönen. Hier spendet der Dalai Lama, dessen Leben einer Gefangenenschaft gleicht, den Segen. Auf einem anderen Gipfel desselben Berges stehen zwei große Klosterpaläste zur Aufnahme der fremden Lamas, welche oft von weiterher kommen, um hier ihre theologischen Studien zu vollenden. Zwei von der Stadt nach Potala führende Bäumgänge bilden eine lebhafte Straße, auf welcher sich unausgefecht Pilger aus der Ferne bewegen. Da häufig, wie erwähnt,

viele Tausende von Wallfahrern in Chassa zusammenströmen, befinden sich daselbst auch zahlreiche Speise- und Unterkunftshäuser. Die Stadt ist auch ein wichtiger Handelsplatz für das ganze östliche Asien und zeigt in ihrer Bewohnerchaft die größte Mannigfaltigkeit von Völkerstaaten und Mundarten.

Unterhalb Chassas liegen nach den vier Weltgegenden die Klöster Samje, Galban (Ghaldhan), Sera und Braipang (Bhraebang), die vier größten der 3000, welche sich in Großtibet befinden sollen. Das erste war einst die Residenz der weltlichen Könige des Landes. Das zweite birgt die angeblich unverweltliche Leiche seines Gründers, des buddhistischen Reformators Tssoon-tha-pa. In die beiden anderen begibt sich jährlich der Dalai Lama einmal, um das Buddhagesetz zu erklären. R.

Das Erbe der Kleinen.

Dr. Wilhelm Schneider, der gelehrte Bischof von Paderborn, macht in seinem schon in 6. Auflage erschienenen Werke „Das andere Leben“ auf einen Gedanken aufmerksam, der auch für manche unserer missionsfreudlichen Leser anregend und fruchtbar werden kann und den wir deshalb hier wiedergeben:

„Der hl. Augustinus widerlegt in einer Rede über das Evangelium vom reichen Jünglinge die Ausflüchte des Geizes und spricht bei dieser Gelegenheit Wahrheiten aus, die in den Ohren der heutigen Welt wohl

als Worte aus einer andern Welt klingen. In Bezug auf unsern Gegenstand sagt der hl. Bischof: „Durch den Tod ist dir ein Kind genommen oder vielmehr für alle Ewigkeit gewonnen; es ist nicht fort-, sondern vor- ausgegangen. Nun will ich etwas sagen, dem wohl niemand widersprechen dürfte. Lebt dein Kind? Frage deinen Glauben. Wenn es also lebt, wie kommen seine Geschwister dazu, sein Erbteil an sich zu reißen? Es kann ja selbst nicht wiederkommen, um dasselbe in Besitz zu nehmen, entgegnet du. Gewiss nicht, deshalb muß es ihm nachgeschickt werden. Das Kind selbst bedarf zwar seiner irdischen Erbschaft nicht, aber Gott der Herr, dem sein Erbteil geworden ist, bedarf desselben hier auf Erden; hienieden will Er empfangen, was Er dort oben auszahlt. Entschuldige dich also nicht damit, daß du sagst: ich muß für meine Kinder sorgen, ich darf ihnen ihr Erbe nicht verkürzen. Dem Kinde, das gestorben ist, verkürzt du es und dazu hast du kein Recht. Ich sage also nicht: gib her, was dein ist, sondern: bezahle, was du schuldig bist.“ In der Familie, ermahnt weiter der hl. Kirchenvater, muß Christus als Glied mitgezählt werden. Die der Eingeborene des Vaters als Miterben im Himmel duldet, die müssen auch Ihn als Miterben auf Erden dulden. Seinen Kindstiel aber hat Er den Armen übermacht, und diesen gebührt, wo die Verhältnisse es gestatten, ein Teil des Vermögens, der dem verstorbenen Kinde zugesunken wäre. Am großen Tage des Wiedersehens wird dieses Rechenschaft fordern über die Verwendung seines Anteils. Wie schämend für die, von welchen es entzogen worden.“

Wir sind weit entfernt, in Bezug auf den erörterten Gegenstand eine Pflicht festzustellen, was wohl auch nicht in der Absicht des hl. Kirchenlehrers lag. Aber sag an, Vater oder Mutter, ist es nicht wirtschaftlich billig, auch deine früh verbliebenen Kinder in etwa erben zu lassen? Ist es nicht billig, daß Christus dieses Erbteil empfängt? Oder wenn deine Ehe kinderlos ist, möchtest du nicht wenigstens teilweise Christus erben lassen? Aber wie kannst du Christus als Erbe einsetzen? Höre Ihn selber: „Was ihr dem Geringsten Meiner Brüder getan, das habt ihr Mir getan.“ (Matth. 25, 40.) „Wer ein solches Kind in Meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“ (Matth. 18, 5.) Und wenn du die Armuten der Armen suchst, wo könneft du sie besser finden, als in den heidnischen Missionen! Tausende und aber Tausende, ja Millionen von Händchen strecken sich dir entgegen! Hilf ihnen um Jesu willen! Am großen Gerichtstag wird er es dir tausendfach vergelten, daß du ihm an den Armen und Kleinen ein Erbe gegeben. Und welche Freude wird dein kleiner „Engel“ haben, daß du ihm sein Erbteil nicht entzogen, sondern in liebevoller Erinnerung so gut verwaltet hast! —

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen ans: (Veröffentlichung war versprochen)

Niechstett, Pölsching, Straßdorf, Eggendorf, Hornberg, Leitnau, Erfurt, Elmangen, Altheim, Österwargau, Unterpeissenberg, Herbolzheim, München, Ergenzingen, Großelbstadt, Altomünster, Riedenburg, Böhrenbach, Ringingen, Künzelsau, Weilbach, Fulda, Diepoltskirchen, Surburg, Neumarkt, Wittighausen, Alzach, Günzburg, Thannhausen, Tirschenreuth, Wangen, Holzheim, Neidhof, Plattenberg, Gößbach, Klein-Niederchingen, Ruelzheim, Füssen, Gößweinstein, Landau (Pfalz), Waldshut, Gablenz, Seebach, Königshofen a. d. Tauber, Oberzebach, Hettlingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Ueberreinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Danksagungen

sind eingegangen aus: Mühlbach, Ulrich, Weng, Köln (aus Provinz Hannover), Köln, Wiesau.

Gebets-Empfehlungen.

Auf schlechte Wege geratene Geschwister. Glückliche Sterbefunde. Um gute Kindererziehung. Erkenntnis des Verlustes. Bekehrung eines Bruders. Ein Vater um Sündenänderung. Um guten Geschäftsgang. Eine bedrangte Frau. Ein verirrter Bruder. Triumfalistisch Glücklich Rückkehr aus Amerika. Eine Augenkranke. Besetzung von langwierigem Leiden. Um Kinderseggen. Um Verhütung eines Prozelles. Ein glaubensloser Sohn. Schwerkrankte Mütter. Große Anliegen. Unglückliche Familien. Schwerkranke. Glückliche Mutterkunst. Glückliche Standeswahl. Bewahrung der Unschuld. Geh angelegenheit. Eine Frau, die verfolgt und verbannt wird. Ein verirrter Chemann. Eine 15jährige Tochter. Glücklichen Haussverlauf. Geisteskrankte. Eine Tochter. Glückliche Heirat. Um gute Reise. Ein Prozel. Um glückliche Operation. Ergebung in Gottes heiligen Willen. Ungereatene Söhne und Töchter. Ein Irrengänger. Gut Stelle. Um gute Dienstboten. Abwendung geschäftlicher Verluste. Ein unverjährlicher Sohn. Ein besonderes Familienanliegen. Um Frieden in der Nachbarschaft. Glückliche Verpflegung. Um bester Gesinnung. Glücklicher Verlauf eines großen Anwesens. Eine Geistkrankte. Beruf zum Ordensstande. Ein augenlebendes Kind. Ein schwerkranker Bruder einer Beförderin. Verschiedene Anliegen und Frieden in der Familie.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, den schwarzen Kinder, der Neubefehlten und aller Leser des Beitrags mehrmehr.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unseres Leser empfohlen:

Kreszenz Herz, Elhartien. Eduard Allgaier, Pfullendorf. Selun Siegel, Friedenheim. Josef Wirth, Bussenhofen. Josef Großer, Huppendorf. Apollina Körnmann, Krensheim. Anna Brand, München. Maria Heilig, Döndl. Patrizius Niegler, Steinbach. Michael Höf, Leitersbach. Georg Pieb, Walderbach. M. Leibrecht, Walderbach. Zof. Geyer, Pfr. Haiblinsberg. Frau Hauptlehrer Schwöder, Freiburg. Witwe Zimmermann, Wolferdingen. Kunig. Schäfer, Pordorf. Albert Zinara, Breslau. Pauline Stumpf, Königshofen. Rudolf Pfeiffer, Apatin. Josef Kosslar, Bozen. Kath. Pecher, Aittis. Johanna Daniel, Oberzeiring. Peter Kogelbauer, Wengzell. Maria Rücker, Leibnitz. Antonia Ludwig, Mähr.-Schönberg. Johann Mettendorfer, Enns. Josef Brügger, St. Peter b. Renneweg. Franz Neumayer, Scharding. Josef Bendel, Markersdorf. Johann Rainbacher, St. Stefan ob Stainz. Kath. Schwimbeck, Geisenhau. Wilhelmine Hiller, Herbolzheim. Kath. Brandl, Landau. R. A. Benefiziat Kapfersberger, Landau a. d. Z. M. Friedl, Kapfholz. Ursula Ferstl, Paizing. Herr Lang, Lager. M. Anna Sepp, Kimber. Bernhard Wunsch, Bühl. Friedl, Bühl. Wolfgang Gögl, Würzburg. Walburga Braun. Josef Pleisteiner, Parter, Penz. Agnes Stephany, Carlring. Anna Heger, Glastein. Heinrich Gutmann, Sonborn. Josef Blaß, Raumental. Joh. En. Steckenbitter, Oberweiderishofen. M. Magd. Schwarz, Reitenberg. Johann Loibl, Egg. Berta Wanke, Raibor. Madame Walch, mère, Parla. Jungfrau M. Anna Scheibel, Bussenhofen. Franz Suchanek, Dresden. Frau Kreszenz Herz, Sontheim. Kreszenz Rohrmoser, Aibling. Maria Teller, Gunzen. Johann Löcke, Lautscheibe. Herr Jörck, Essen. J. B. Wulf, Dinklage. Anton Hesse, Hüsten. Paula Matz, Ingelbroich. Anna Gehhardt, Bamberg. Anton Herber, Kleinstrosseln. Josef Geier, Hochhausen. Anna Kiermeir, Kollbach. Melchior May, Gerlau. Witwe Haug, Prüungen. M. Solenthaler, Ganterswil. Franz Guttmacher, Polzum. Herr Graß, M. Gladbach. Johann Meine, Bottrop. Elisabeth Helbach, Godesberg. Adolf Rubel, Pfarrer, Ven. Herr Gimborn, Frimmersdorf. Kath. Mohr, um Daniels Salzlooten. Pfarrer J. K. Paulus, Bonn. Frau Christiane Schuhmacher, Amriswil. Pfarrer Brunner, Arlesheim. Maria Estermann, Giffen. Anna Mäder, Vill. P. Claudius O. C., Schwyz. Rosa Steiger, Büron. Xaver Meier, Giebeln. Antonia Meierhans, Hub. Lorenz Oberländer, Neuenkirch. Br. Paulus Großgrabenreuter von Großramig, + Mariamhill.

Vergesst nicht der armen kleinen Schwarzen auf Weihnachten!

Inhalts-Verzeichnis, „Vergißmeinnicht“ 1910.

I. Gedichte.	Seite	Seite	
zum neuen Jahr	2	Christentum und Kultur	250
Kat des Vaters an seinen Sohn	26	Missionsfrage auf den Katholikentagen	65
Bewußtung	50	Zeugnis eines Konvertiten	287
Jesus ist erstanden!	75		
Der Missionar	95		
Schülersiedl	98		
Leistung	114	IV. Erbauliches.	
Das Opfer	122	Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester	15. 41. 67. 89
Gott an unsere Leser	139	Aus dem Leben einer Gottesbraut	15. 41. 67. 89. 111. 137. 161
Angelus	143	185. 212. 233. 259. 283	
Gott zufrieden	146	Mariä Lichtmeß	41
Was willst du werden?	158	Wie der hl. Joseph seinen Verehrern zu einem guten Tode verhilft	68
Heilige Maria	170	Von der Liebe zum Kreuze	90
Meine Heimat	194	Der hl. Joseph, Schutzpatron der Familienväter	111. 137. 161
Heil	218	Der heilige Heinrich Sujo und der Maimonat	112
Maria Namen	232	Christus als Kinderfreund	118
Zur den Engeln	238	Der hl. Joseph, Vorbild und Patron der Verehrer des heiligen	
Die Sorge	242	herzens Jesu	138
Winter geworden	266	Die gute Meinung	156
Zu beiden Fenster	282	Der hl. Joseph, Patron der christlichen Lehrer	185
II. Missionsnachrichten.	Seite	Seite	
Unsere Dorfschule	5. 28. 56. 75. 100	Der geistliche Kampf	186
Sonneuntergang auf den Myembesbergen	10	Der hl. Joseph, Patron der studierenden Jünglinge	211
Landbesuch im Königskraale	10	Zu Ehren des hl. Joseph	211
Eigentümliche Ercheinungen im Missionsleben	12	Der hl. Joseph, Schutzpatron des handwerkens	259
aus meinem Tagebuche 13. 35. 57. 92. 108. 132. 155. 181. 204	234. 281. 284	Freunde der armen Seelen	263
286		Unser tägliches Brot gib uns heute	28
III. Apologetisches.			
Missionsleben in Keilands	17. 33. 286		
Wunder und Stillestehen	18		
Afrikanische Reiseerlebnisse	20. 45		
eine Ueberreitung	26		
Monte-Cassino (Rhodesia)	30		
Unsere Missionsstation Loteni	36. 59		
Katholische Krankheit und ihre Heilung	39		
heilige Ueberredung	50		
im Spaziergang mit der Kamera	62. 82		
Reise ins Majesona-Land	84		
Besuch unsers Chrw. Vaters Gerhard Wolpert in Triashill	98		
ein Konvertit	99		
Ein heiliges Beichtkind	102		
die Bekehrung auf dem Krankenbett	104		
Bitte in Chibawasha	113		
zu unserer Basutomission	115		
heilige Bitte	116		
Umweltsicherung in unserer Schule	122		
Eröffnung der St. Barbaraschule in Triashill	124		
Weihnachtsspiel in Mariataluden	128		
Weihnachtswünsche fürs laufende Jahr	139		
heiliges Vergelt's Gott!	146		
aus dem Missionsleben	151		
Bitte um Gnöchen	162		
aus den Drakensbergen	170		
Feierung in Citeaux und Clairveaux	172		
Neue Missionsstation „St. Augustin“	180		
feind unserer Getreidefelder	182		
Fahnenjagd in Maschonaland	194		
aus dem Missionsleben	198		
Unsere Schulkinder	200		
Maria Ratifik	202		
Oster in Monte-Cassino (Rhodesia)	220. 253. 278		
Der halley'sche Komet und unsere Schwarzen	224		
Unsere liebe Mutter Maria und unsere Kleinen	226. 247		
Erstkommunion in Reichenau	229		
Die neue Geistestaufe	229		
aus Triashill	175. 236		
Allerseelentag in Süd-Afrika	246		
Eine hl. Messe in St. Barbara	274		
Dank der Schwester Engelberta	276		
Blitz des apost. Präfekten Garilan in Triashill	251		
Tanz eines alten Müllerchens	252		
Erstes und heiteres aus dem Missionsleben	258		
IV. Erbauliches.	Seite	Seite	
Wichtigster Auftrag (mit Bild)	14		
Spieldräckchen (mit Bild)	36		
Kinderlust (mit Bild)	66		
Der hereingefallene Herr Schulrat	66		
Ob er wohl zu Hause ist?	87		
Gedächtniskunst	166		
Die kleinen Theologen	215		
V. Erzählungen.	Seite	Seite	
Eine Erzählung aus alten Tagen	15. 42. 68. 90. 118. 134. 153		
186. 200. 230. 260. 274			
Eine merkwürdige Bekehrung	23		
Die treue Magd	80		
Ein Abenteuer mit Schlangen	105		
Vom Blitz erschlagen	130		
Das weiß ich!	138		
Das triumphierende Kreuz	139		
Abschied von der Mutter Gottes	157		
Das hat seinen guten Grund	160		
Gottes Strafgericht	183		
Irrium und Umkehr	188		
Die Liebe eines Pfarrers	191		
Mitten im Leben vom Tode umgeben	196		
Ein schwarzer Schreibkünstler	197		
Durch ein Vaterunser	188		
Erlebnisse eines Totgesagten	158		
Der Hirtenknafe vor Gericht	208		
Das zerstragene Christusbild	213		
Das Krippen	215		
Ein seliger Taufsch	273		
Tod und Begräbnis	281		
VI. Abhandlungen.	Seite	Seite	
Heiraten unter den Käffern	80. 127. 149. 178. 202		
Das Hlonipa-Gesetz bei den Schwarzen	218. 255		
VII. Belehrendes.	Seite	Seite	
Die menschliche Lebensdauer	22		
Was ist eine Milliarde?	87		
Schnabel	94		
Die Wanderungen der Vögel	118		
Ein Beweisstück für Bauern und Philologen	119		
Die Umschiffung Afrikas 600 Jahre v. Chr.	184		
Vögel als Sturmverkünder	237		
Das Opfer der Witwe	40		
Gott vergelt's euch an euren Kindern	77		
Wie die Schwarzen bildliche Vorstellungen beurteilen	124		
Was kann ein Weib?	239		
VIII. Reminiszenzen.	Seite	Seite	
Was Hänschen gelernt, treibt Hans gern	7		
Meine Vorsätze	31. 53		
IX. Heiteres.	Seite	Seite	
Wichtiger Auftrag (mit Bild)	14		
Spieldräckchen (mit Bild)	36		
Kinderlust (mit Bild)	66		
Der hereingefallene Herr Schulrat	66		
Ob er wohl zu Hause ist?	87		
Gedächtniskunst	166		
Die kleinen Theologen	215		

Prinzenziehung	215	Die alte Mainbrücke in Würzburg	160
Die Haupsache	215	Ein Zeuge Gottes	180
Gerechte Entrüstung	232	Ein Wundervogel	186
Die höheren Töchter	232	Ein Chine über „Zeppelin“	231
Doppelfinnig	232	Kapuziner und Sultan	233
Humor	240	Napoleon's Angst vor Gift	233
X. Goldörner	14. 186. 216	XII. Redaktionelles.	
XI. Verschiedenes.			
Die südafrikanische Union	4	Etwas über die „Mariannhiller“	70
Harun al Raſhid und die Traumausleger	22	Aufmunterung zur Unterstützung der Missionen	74
Sahlet die Männer am Tische des Herrn	46	Geistliche Gütergemeinschaft der Mariannhiller mit den reformierten Tüterzinsern	78
Hast du auch eine Mutter?	66	Bausteine	78
Wer ist Schuld an der Kreuzigung Christi?	108	Anerkennung der Verdienste eines Missionsbruders	94
Oßfizier und Kapuziner	136	Wohin mit unsern Studenten?	146
Napoleon I. und Pius VII.	140	Für unsere Studenten!	182
Kaiser Paul und sein Oßfizier	142	Warnung!	238
		Ressexion und Nutzanwendung	245

Illustrationen.

I. Personen.	Seite	II. Bilder aus dem Missionsleben.	Seite	III. Religiöse Darstellungen.	Seite	IV. Ethnographisches.	Seite	V. Aus der Tier- und Pflanzenwelt.	Seite	VI. Sternkunde.	Seite	VII. Heiteres.	Seite
Hochw. P. Notker Vorspiel, Missionsprokurator	1	Der hausherr	62	Nach kirchlicher Vorschrift	265	Eßwangen, Stadt in Württemberg	122	Blühender Aloë	21	Ein Kometenbild	221	Wichtiger Auftrag	1
Hochw. apost. Vikar von Transvaal, Mar. Miller	5	Käferfrauen im Felde	63	Frisch überlegt sich's noch	279	Das neue Rathaus in München	131	Ein Stück Wildnis	31	Mutter's Stütze	11	Mutter's Stütze	11
Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln	74	Der Käferhumpen macht die Runde	64	Christus als Kinderfreund	108	Die Universitäts- oder Neubaukirche in Würzburg	133	Schlafendes Chamäleon	97	Bei der Großmutter	11	Die Umonya-Schlange	109
Hochw. Herr Bischof Schlör von Würzburg	74	Brüder während der Arbeitspause	65	Ecce panis angelorum	181	Das Rathaus von Pieter-Marienburg (Afrika)	130	Affen im Maisfeld	101	Drei Götter	107	Bululu-Schlange	109
Hochw. P. Innocenz	74	Die christliche hausfrau und ihr jüngster Sproß	74	Die hl. Familie	161	Die Basilika von Lourdes	212	Die Umonya-Schlange	109	Zwei Gärtnere	151	Papagaien, die Schädlinge der Ernte	151
† Erzellenz Dr. Lueger, Oberbürgermeister von Wien	99	Sürlöten der Bau steine	74	Herz Maria	188	Die Westminster-Abtei in London	249	Sebu-Ochsen	203	Ob er wohl zu Hause ist?	31	Die Schädel der Schädlinge	203
Lord Herbert Gladstone, Gouverneur von Süd-Afrika	114	Ein zweifelhafter Labetrunk	82	Der hl. Schuhengel	238	Die alte Mainbrücke in Würzburg	131	Maikäfer	276	Ein Nordpolsahrt	177	Die Schädel der Schädlinge	203
Dr. Xaver Nagel, Hoadjutor und Nachfolger des Erzbischofs von Wien	131	Tageschüler von St. Wendel	83	Weltall	276	Eßwangen, Stadt in Württemberg	122	Ein Stück Wildnis	31	Der Eiszug kommt!	177	Die Schädel der Schädlinge	203
Dr. Jos. Schulte, der neue Bischof von Paderborn	135	Auf dem Kreuzweg	86	Das neue Rathaus in München	131	Das neue Rathaus in München	131	Schlafendes Chamäleon	97	Ein Geheimnis	201	Der Eiszug kommt!	177
Der in Kleinstaaten ermordete Deutsche Hermann Burchardt	135	Blüten mit Maulstieren	87	Die Universitäts- oder Neubaukirche in Würzburg	133	Die Universitäts- oder Neubaukirche in Würzburg	133	Affen im Maisfeld	101	Ein Geheimnis	201	Der Eiszug kommt!	177
† Bischof Jolivet und † Abt Amandus	143	XIII. Kreuzwegstation bei Mariannhill	88	Die alte Mainbrücke in Würzburg	131	Die Basilika von Lourdes	212	Die Umonya-Schlange	109	Der Eiszug kommt!	177	Der Eiszug kommt!	177
Hochw. P. Dominikus	171	Ein gefährlicher Kampf	91	Kirche in Lourdes (Frankreich)	154	Die Westminster-Abtei in London	249	Sebu-Ochsen	203	Der Eiszug kommt!	177	Der Eiszug kommt!	177
Der neue König von England Georg V. im Kreise seiner Familie	174	Der kleine hanjerl	109	Immeres der Kirche von Lourdes	155	Die Westminister-Abtei in London	249	Maikäfer	276	Der Eiszug kommt!	177	Der Eiszug kommt!	177
Hochw. P. Sixtus	191	Ausslug mit Schulkameraden	113	Straße in Pieter-Marienburg (Afrika)	133	Die Westminister-Abtei in London	249	Weltall	276	Der Eiszug kommt!	177	Der Eiszug kommt!	177
Bernadette von Lourdes	198	Ein primitives Floß	115	Das Rathaus von Pieter-Marienburg (Afrika)	130	Die Westminister-Abtei in London	249	Blühender Aloë	21	Der Eiszug kommt!	177	Der Eiszug kommt!	177
Hochw. Abt Norbertus Weber, O. S. B. von St. Ottilien	213	Chorreligiose auf einem Sgajergang	123	Die alte Mainbrücke in Würzburg	131	Die Westminister-Abtei in London	249	Ein Stück Wildnis	31	Der Eiszug kommt!	177	Der Eiszug kommt!	177
Überlandesgerichtspräsident Marx, Präsident des Augsburger Katholikentages	242	Käffernweiber an einem Fluß	125	Kirche in Lourdes (Frankreich)	154	Die Westminister-Abtei in London	249	Schlafendes Chamäleon	97	Der Eiszug kommt!	177	Der Eiszug kommt!	177
Chr. Br. Flavian	243	Reitübung auf dem Elefanten	127	Immeres der Kirche von Lourdes	155	Die Westminister-Abtei in London	249	Affen im Maisfeld	101	Die Umonya-Schlange	109	Der Eiszug kommt!	177
Prof. Dr. Meyers, Redner vom Augsburger Katholikentag	266	Käffunjonge auf einem Ochsen reitend	131	Straße in Pieter-Marienburg (Afrika)	133	Die Westminister-Abtei in London	249	Die Umonya-Schlange	109	Bululu-Schlange	109	Der Eiszug kommt!	177
Hochw. P. Adalbero Fleischer	274	Katholischес Bajutoweb	145	Das Rathaus von Pieter-Marienburg (Afrika)	130	Die Westminister-Abtei in London	249	Sebu-Ochsen	203	Papagaien, die Schädlinge der Ernte	151	Der Eiszug kommt!	177
Chr. Br. Petrus	277	Religiose in der Rekreation	147	Die Basilika von Lourdes	212	Die Westminister-Abtei in London	249	Maikäfer	276	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Postulanten	285	Schlucht am Taselberg bei Mariannhill	149	Die Universität in Lourdes	155	Die Westminister-Abtei in London	249	Weltall	276	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Chr. Br. Gosbert, haushaffner	121	Aussteuer einer Käffernbraut	151	Straße in Pieter-Marienburg (Afrika)	133	Die Westminister-Abtei in London	249	Blühender Aloë	21	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Vertretung der Mariannhiller Mission in Europa	177	Erster Glockenturm einer Missionsstation	152	Das Rathaus von Pieter-Marienburg (Afrika)	130	Die Westminister-Abtei in London	249	Ein Stück Wildnis	31	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
III. Bilder aus dem Missionsleben.		Raum ist in der kleinsten hütte	156	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Schlafendes Chamäleon	97	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Neujahrsgruß	3	Biebraum im Käffernkraal	157	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Affen im Maisfeld	101	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Chornovizen bei der Arbeit	8	Schulknaben von Mariannhill	159	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Die Umonya-Schlange	109	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Chornovizen in der Arbeitspause	9	Raft im freien	162	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Bululu-Schlange	109	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Kraal am Umkumbini	13	Bajutodorf	163	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Sebu-Ochsen	203	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Br. Doktor im Käffernkraal	19	Landschaftsbild in den Drakensbergen	164	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Maikäfer	276	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Weihnachtsspiel der kl. Schwarzen	29	Beim Beerenpflücken	169	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Weltall	276	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Missionsstation Monte-Cassino	30	Kirche u. Schweizerhaus in St. Augustin	173	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Blühender Aloë	21	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Des häuptlings Wohnung	31	Pfarre und Bünderhaus in St. Augustin	175	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Ein Stück Wildnis	31	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Innen der Kirche von Monte-Cassino	32	Käffern überschreiten einen fluß	179	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Schlafendes Chamäleon	97	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Fröhlichkeit der Schulkindern im freien	34	Käffernweiber bei der Ernte	183	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Affen im Maisfeld	101	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Heidnische Mutter mit Kind	38	Bajute mit Wurfskeule	187	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Die Umonya-Schlange	109	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Ein Zuluhäuptling	44	Geschwister	194	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Bululu-Schlange	109	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Der jüngste Nooize	45	Rekreation	195	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Sebu-Ochsen	203	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Eine Wühbegierige	49	Schulkinder	199	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Maikäfer	276	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Gruppe von Schulmädchen	51	Maria Ratschitz, Missionsstation	201	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Weltall	276	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Grabstätte des † hochw. Abtes Franz Pfanner	55	Heimkehr	205	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Blühender Aloë	21	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Musikblübung im Walde	56	Der kluge hans	218	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Ein Stück Wildnis	31	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
XII. Kreuzwegstation bei Mariannhill	60	Beim Böhndredchen	219	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Schlafendes Chamäleon	97	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177
Christlicher Kraal bei St. Wendel	61	Unsere Professen im Kreuzgang	223	Raum ist in der kleinsten hütte	156	Die Westminister-Abtei in London	249	Affen im Maisfeld	101	Die Schädel der Schädlinge	203	Der Eiszug kommt!	177